



FRIEDRICH RATZEL

IM SOMMER 1898.

KLEINE SCHRIFTEN

von

FRIEDRICH RATZEL.

Ausgewählt und herausgegeben durch

HANS HELMOLT.

Mit einer Bibliographie von Viktor Hantzsch.

Zweiter Band.

Mit einem Bildnis Friedrich Ratzels und sechs Textskizzen.



München und Berlin.

Druck und Verlag von R. Oldenbourg.

1906.

Vorwort.

Da das Vorwort zu Bd. I der »Kleinen Schriften« zu einer Zeit geschrieben worden ist, wo der größte Teil von Bd. II wenigstens in den Fahnen bereits gesetzt vorlag, so hat es auch für diesen Band Geltung. Heute sind also nur einige Ergänzungen nötig.

Zu S. XX ist zu bemerken, daß sich bei der Drucklegung des Werks »Die Erde und das Leben« Friedrich Ratzel selbst in einem Briefe vom 9. Aug. 1902 für die Form »Firnflecken« entschieden hat. Mitzuteilen ist ferner, daß jedes »als« mancher Vorlagen, das auf ein »so« folgte, in unsern beiden Bänden durch ein »wie« ersetzt worden ist.

Unter den zahlreichen Ehrungen, die Friedrich Ratzel auf seiner Forscherlaufbahn widerfahren sind, war es wohl eine der frühesten, daß 1883 der amerikanische Oberleutnant Schwatka auf seiner Fahrt den Yukon abwärts einem Gebirgszuge zwischen Yukon und Tanana in Alaska den Namen Ratzel Mountains gegeben hat: eine beredte Huldigung vor dem Verfasser der »*Vereinigten Staaten von Nordamerika*« (1878 u. 1880). Auf einer Karte der U. S. Geodetic and Coast Survey von 1890 und auf einer andern in der *Physical Geography* von Brewer aus demselben Jahre findet sich, nach einer freundlichen Mitteilung von Dr. E. Deckert, zum ersten Male für jenes Gebirge der Name »Ratzel Peaks.«

Übrigens ist die Taufe des »Ratzelgletschers« auf dem Kibo nicht 1887 erfolgt, wie — nach autoritativer Angabe — in Bd. I, S. XXX, Zeile 19 mitgeteilt worden war, sondern am 3. Oktober 1889; vgl. Hans Meyer's »Ostafrikanische Gletscherfahrten«, S. 127.

Wie gern aber Friedrich Ratzel, der aller Anerkennung gegenüber stets der Bescheidne blieb, seinerseits fremde Verdienste neidlos wertete, dafür möge, damit neben dem wissenschaftlichen Ernst auch der sinnige Scherz zu seinem Rechte komme, der erste Teil eines

poetischen Toasts bei einem Festessen zeugen, das zu Ehren des von seiner dritten ostafrikanischen Expedition und der Kilima-Ndjaro-Besteigung heimgekehrten Forschungsreisenden Hans Meyer am 7. Dezember 1898 veranstaltet worden war; er ist »Adagio« überschrieben und lautet wie folgt:

»Soweit das Auge reicht, steht sonnverbrannt
Das gelbe Steppengras auf rotem Land;
Starr wie aus Erz wölbt über stiller Welt
Sich wolkenlos ein flimmernd Himmelszelt.

Ist es ein Traum, das weiße Schneegebild,
Das nun am Abendhimmel aufwärtsquillt?
Breit ruht's und fest im goldnen Horizont,
Ein Schwanenpaar, das sich im Abend sonnt.

Zur Erde banne aus dem blauen Raum
Mit Kraft des Willens diesen luft'gen Traum;
Kühn halte fest, daß er Dir nicht entschwebt!
Setzt Du die Kraft daran, die in Dir lebt,

So wird, den Du erblickst, der Silberschein
Ein strahlend Licht bis in die Heimat sein,
Und deutschen Wandrern klingt einst eng vertraut
Des fernen Schneebergs ungefüger Laut!«

In scherzhafter Form wird dann in einem zweiten Gedichtchen, betitelt »Allegro«, jener »ungefüge Laut« des fernen Schneebergs Kilima Ndjaro geistreich variiert.

Für den Anklang, den Ratzels Prosa in der Schule gefunden hat, liegen weitere Belege vor. So sind aus der »Anthropo-Geographie« (I¹) von 1882 die Seiten 296—332 (11. Kap.: Klima) in starker Verkürzung unter der Aufschrift »Der Mensch und das Klima« in Lorenz-Raydt-Rössgers »Deutsches Lesebuch für die mittleren Klassen höherer Lehranstalten« (Erster Teil: Prosa; Leipzig, R. Voigtländer, 1904, S. 406 bis 409) übergegangen und in Raydt-Rössgers »Deutschem Lesebuch für Handelsschulen und verwandte Anstalten« (³ Leipzig, R. Voigtländer, 1905, S. 249—252) wiederholt worden. Dasselbe gilt von den Seiten 170 bis 172 (»Deutschlands Seegeltung«), S. 325—328 (»Die Wehrkraft«) und S. 328—332 (»Die wirtschaftlichen Kräfte«), die aus der Heimatkunde »Deutschland« (1898) unter entsprechender Erneuerung der statistischen Ziffern mit der Überschrift »Des neuen Reiches Weltgeltung« von Lorenz-Raydt-Rössger (S. 201—205) und von Raydt-Rössger (³ S. 547—551) übernommen worden sind. Endlich weist Dr. Bastian Schmidts »Philosophisches Lesebuch zum Gebrauch an höheren Schulen

und zum Selbststudium« (Leipzig, B. G. Teubner, 1906) auf S. 142—155 und S. 155—157 zwei Abschnitte (»Das Naturschöne« und »Die Elemente des Schönen in der Natur«) aus dem posthumen Werk »Über Naturschilderung« (1904) auf; hier stehen sie auf S. 63—69 und S. 69—72.

Daß Friedrich Ratzels Religiosität die Veranlassung war, ihm in der kürzlich ausgegebenen 2. Auflage von Otto Zöcklers bekannter Zusammenstellung »Gottes Zeugen im Reich der Natur« (Gütersloh 1906, S. 382) ein Plätzchen zu gönnen, nimmt nicht Wunder.

Zum wiederholten Beweise dafür, wie harmonisch das Ratzelsche Gesamtwerk in sich selbst zusammenhängt, sei als eine Art Hinüberleitung von Ratzels inniger Naturmystik, wie sie im I. Bande zu Wort gekommen ist, zu den schweren Untersuchungen über den Zeitbegriff am Schlusse des II. Bands, von einer Postkarte aus Ammerland vom 10. September 1902 folgende Strophe mitgeteilt:

Sonnentag aus Nebel.

»Es liegt eine Stille über der Welt,
Als habe Gott den Strom der Zeit gestellt.
Nur Lindenblüten seh' ich schweben,
Die wollen einen Schein vom Geschehen geben.«

Überblicke ich zum Schlusse das in diesen beiden Bänden Dargebotne noch einmal, so drängen sich mir zwei Erwägungen vor allen andern gebieterisch auf. Die Unerschöpflichkeit an Schönerm und Edelm wie an Tiefem und in die Zukunft Zeigendem, der Wissenschaft neue Wege Weisendem: das ist wohl der Haupteindruck. Ihm aber an innerm Werte gleich oder doch sehr nahestehend ist die Mahnung, nicht zu vergessen, daß wir es hier ja nur mit einem verhältnismäßig geringen Ausschnitte (rund einem Sechstel) aus den Aufsätzen und Mitteilungen Friedrich Ratzels zu tun haben, und nicht zu vergessen, daß diese »Kleinen Schriften« durch den gewaltigen Bau von dreißig Büchern und Werken beträchtlich überragt werden. Welch eine Arbeitsfreudigkeit, welch eine Fülle von Geist ist uns mit Friedrich Ratzel genommen worden! Welche reifen Früchte hat uns sein früher Tod vorenthalten!

Leipzig-Stötteritz, Ende Januar 1906.

Dr. Hans Helmolt.

Inhaltsverzeichnis.

3. Beiträge zur physischen Erdkunde, Ethnographie und Anthropogeographie *XI

	Seite		Seite
Über Kalifornien	1	Zur Kritik der sogenannten	
Zur Einleitung in die allge-		»Schneegrenze«	94
meinen Verhältnisse Mün-		Die Bestimmung der Schnee-	
chens in naturwissenschaft-		grenze	110
licher und medizinischer		Das geographische Bild der	
Beziehung	19	Menschheit. Eine Zenten-	
Die Physiognomie des Mon-		nialbetrachtung	116
des	24	Der Einfluß des Firnes auf	
Historische Notiz zu dem Be-		Schuttlagerung und Hu-	
griff »Mittelmeer«	31	musbildung	142
Über geographische Bedin-		Zur Beurteilung der Anthro-	
gungen und ethnographi-		pophagie	150
sche Folgen der Völker-		Über politische Verhältnisse	
wanderungen	35	in Innerafrika	158
Über Fjordbildungen an Bin-		Höhengrenzen und Höhen-	
nenseen. Nebst allgemei-		gürtel	173
nen Bemerkungen über die		1. Die Natur der Höhen-	
Begriffe Fjord und Fjord-		linien	173
straße und die nordameri-		2. Die Vorstellungen von	
kanischen Küstenfjorde .	66	den Höhengrenzen . . .	183
Über die Entstehung der Erd-		3. Die Methoden der Be-	
pyramiden	82	stimmung	195
Über Photographien alpiner		Über Messung der Dichtig-	
Landschaften	93	keit des Schnees	205

	Seite		Seite
Notiz über Bodenreif . . .	209	Ostasien und die Vereinigten	
Firnflecken	210	Staaten	291
Über die anthropogeographi-		Inselvölker und Inselstaaten.	
schen Begriffe Geschicht-		Eine politisch-geographi-	
liche Tiefe und Tiefe der		sche Studie	294
Menschheit	215	Die Alpen inmitten der ge-	
Lawinen im Riesengebirge .	235	schichtlichen Bewegungen	311
Über einige dunkle Punkte		Das politisch-geographi-	
der Gletscherkunde . . .	237	sche Bild des Alpenlandes	311
Kurzes Referat über den aka-		Die Hemmung geschicht-	
demischen Vortrag: Bogen		licher Bewegungen . . .	316
in Afrika	246	Der Einfluß der Alpen auf	
Vorwort zu den Wissenschaft-		die Staatenbildung . . .	318
lichen Veröffentlichungen		Politische Passivität der	
des Vereins für Erdkunde		Alpen	321
zu Leipzig	248	Schutz und Rückhalt . .	324
Über Karrenfelder im Jura		Die territoriale Eigenart der	
und Verwandtes	250	alpinen Geschichte . . .	329
Die Karrenlandschaft . .	250	Die großen Züge des Ge-	
Karren im Jura	251	birgsbaues in der Staaten-	
Bedeutung der jurassischen		bildung	331
Vorkommnisse und Ver-		Täler und Tallandschaften	335
breitung der Karren . .	254	Querverbindungen u. Pässe	339
Karren und Humuserde.		Ethnographie und Geschichts-	
Karrensteine	255	wissenschaft in Amerika .	347
Die Entstehung der Karren	257	Die orientalischen Fragen .	355
Karrenfelder und Gletscher	261	Flottenfrage und Weltlage .	375
Was spricht gegen die		Die deutsche Tiefsee-Expedi-	
Gletscher- und Firntheorie?	263	tion	382
Lewis Morgans Forschungen		Der Ursprung der Arier in	
über die Entwicklung des		geographischem Licht . .	391
Staates	269	Einige Aufgaben einer poli-	
Über die geographische Lage		tischen Ethnographie . .	402
Eine politisch-geographi-		I. Reine und angewandte	
sche Betrachtung	284	Ethnographie	402
Das Wesen der politisch-		II. Land und Volk . .	404
geographischen Lage . .	284	III. Die Einheit des	
Lage und Raum	286	Menschengeschlechts in der	
Die Bestimmung der poli-		politischen Ethnographie .	408
tisch-geographischen Lage	288	IV. Die Beurteilung der	
		Völker	413

	Seite		Seite
V. Die Soziologie und die politische Ethnographie . . .	418	Einheitliche und gemischte Völker	472
Die Kant-Laplacesche Hypothese und die Geographie . . .	420	Die Widersprüche und das Vergängliche in der Nationalitätenbewegung . . .	477
Die geographische Lage der großen Städte. (Mit sechs Skizzen im Texte.) . . .	437	Die großen Rassenfragen . . .	478
Wohnstätte, Heimat, Schutzgebiet und Nährboden	437	Geschichte, Völkerkunde und historische Perspektive . . .	488
Der geographische Begriff »Stadt«	438	1. Die Wissenschaft kein Stammbaum, sondern ein Gebiet	488
Die Umgebung der Stadt . . .	440	2. Die Einheit des Menschengeschlechts	490
Die Stadtmauer	440	3. Vorgeschichte und Ursprungsfragen	492
Das Verhältnis der Stadt zu den einmündenden Verkehrswegen	441	4. Die Rassenfrage . . .	495
Inneres Wachsen und Umgestalten der Städte . . .	443	5. Das Völkerkundliche in der Geschichte	497
Die Stadt als Stauungserscheinung	446	6. Die Geschichte in der Völkerkunde	501
Die allgemeine und die besondere geographische Lage . . .	450	7. Die Auffassung des Verhältnisses zwischen Geschichte und Völkerkunde . . .	503
Das Hinterland der Stadt . . .	452	8. Tatsachen und Zeitfolgen	506
Die Lage der Städte zueinander	454	9. Die allgemeine Zeitlehre und die Geschichte . . .	509
Teilung der Arbeit der Städte	456	10. Die historische, stratigraphische und kosmologische Zeitmessung . . .	510
Volksdichte u. große Städte . . .	457	11. Die geschichtliche Perspektive als Aufgabe der Zeitlehre	515
Die Lage im Wachstum der Stadt	459	12. Räumliche Anordnungen in der Geschichte . . .	521
Nationalitäten und Rassen . . .	462	Besprechung von Günther: Ziele, Richtpunkte und Methode der modernen Völkerkunde	526
Das Alter und die Allgemeinheit der Nationalitätenbewegungen	462		
Die Rassenfrage in der Nationalitätenfrage . . .	465		
Einverleibung und Absonderung	469		
Rasse und Sprache	470		

Inhaltsverzeichnis.		IX *
	Seite	Seite
Die geographische Methode in der Frage nach der Ur- heimat der Indogermanen	528	Antwort auf einen poetischen Geburtstagsglückwunsch zum 30. August 1903 . . . 543
Zur Frage der Indogermanen- Heimat	537. 541	Berichtigungen 544

Anhang.

Ratzel-Bibliographie 1867—1905. Verzeichnis der selbständigen Werke, Abhandlungen u. Bücherbesprechungen Friedrich Ratzels. Bearbeitet von Viktor Hantzsch	I
Nachträge zu V. Hantzschs Ratzel-Bibliographie 1867—1905. Vom Herausgeber	LIX

3. Beiträge zur physischen Erdkunde, Ethnographie und Anthropogeographie.

Über Kalifornien.

Von Professor Dr. **Ratzel**.

*Sechster und siebenter Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft in München.
München 1877. S. 124—148.*

[Vortrag, gehalten am 5. Nov. 1875.]

Kalifornien hat, wie Sie wissen, seit dem Anfang seiner Besiedelung durch die Amerikaner nicht aufgehört, das Interesse der Welt zu fesseln. Erst waren seine Goldgruben staunenerregend und fast mehr noch das ungewöhnliche, wilde und bunte Treiben, das sie um sich versammelten; dann folgte die regelmäßige Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse und besonders des Ackerbaues, welche ein merkwürdig fruchtbares Land und ein ebenso unerwartet fleißiges und unternehmendes, auch im Kleinen rastlos tätiges Volk kennen lehrte, und gegenwärtig verfolgen wir mit demselben Anteil die Entwicklung seiner Weltstellung und vorzüglich seiner Welthandelsstellung, der eine so große Bedeutung in der Lösung der vielleicht wichtigsten geschichtlichen Aufgabe unserer Zeit: der Hereinziehung der zwei großen ostasiatischen Kulturvölker in den Kreis unseres Verkehrs und unserer Ideen, zugewiesen ist.

Wir haben kein Beispiel in der Geschichte, daß eine Kolonie, und nun gar eine so entlegene, so rasch eine solche Bedeutung erlangt hat. Vor dreißig Jahren war das Land fast völlige Wildnis, und heute sehen wir nicht nur Ackerbau, Gewerbe und Industrie in einem Aufschwung, den man ohne Phrase vielverheißend nennen kann, sondern es werden auch schon mit einer Hingebung, die manches alte Land Europas zieren würde, die schönsten Blüten der Kultur [125] herangepflegt, für Erziehung und Wissenschaft Erhebliches getan, und es ist dort ein Volk versammelt, das bei all seiner Jugend und bunten Zusammenwürfelung an Tüchtigkeit und wahrer Menschlichkeit hinter keinem der Alten oder [der] Neuen Welt zurücksteht.

Nicht am wenigsten freut uns aber dieses Gedeihen, weil es ein wertvolles Zeugnis für die schöpferische Kraft ablegt, welche unseren

modernen Kulturerrungenschaften innewohnt, und dieses Zeugnis ist nicht ohne Wert in einer Zeit, die immer mehr geneigt scheint, alternden Gefühlen des Überdresses und der Enttäuschung Raum zu geben.

Aus diesem Grunde wird die Betrachtung des Wachstums dieses Landes nicht bloß belehrend, sondern auch in derselben Art erfreulich sein, wie die Betrachtung jedes kräftigen jugendfrischen Wachsens und Aufstrebens. Ich lade Sie ein, mit mir den Versuch zu machen, einige der Ursachen zu erkennen, welche der Entwicklung Kaliforniens einen so mächtigen Trieb gegeben haben, und einige der Erscheinungen zu betrachten, welche aus ihrer Wirkung hervorgegangen sind. Selbstverständlich werde ich mich auf einige hervorragende Punkte beschränken müssen; denn der Reichtum der Erscheinungen, den das junge Land und Volk jetzt schon entfaltet hat, ist unmöglich auch nur andeutungsweise in den Rahmen eines einzigen kurzen Vortrags zu zwängen.

Kalifornien hat ohne Zweifel große Vorteile der geographischen Lage und der Bodengestalt und durch beide ein Klima, welches es vor allen anderen Teilen Nordamerikas auszeichnet, und eine Fruchtbarkeit, welche selbst in jenem hochbegünstigten Lande Aufsehen erregt. Es ist ausgezeichnet für den Weltverkehr gelegen und wird in demselben schon deshalb eine große Rolle spielen, weil es gerade in einer Zeit, die ringsum in den reichen Uferländern und Inseln des Stillen Meeres zum ersten Male einen gärenden Entwicklungs- und Erneuerungsdrang sich regen sieht, an einer so bevorzugten Stelle dieser weiten Ufergelände aufgewachsen ist. Wirkt doch Nordamerika durch Kalifornien bereits mächtiger als irgend ein europäisches Land bis nach Japan hinüber und nach Mexiko hinab.

Also schiene wohl auch hier die gebräuchliche methodische Behandlung geboten, welche von den Umrissen eines Landes zur Bodengestalt, von dieser zum Klima, zur Fruchtbarkeit, zu den Naturprodukten und allen anderen natürlichen Daseinsbedingungen des Menschen fortschreitet, um endlich das Volk eines solchen Landes gleichsam als ein Produkt aller dieser Zustände und Einflüsse zu entwickeln. Eine solche Behandlung würde jenem schönen Gedanken entsprechen, daß die Erde das Erziehungshaus der Menschheit sei und daß die Kultur eines jeden Volkes in hohem Grade bedingt sei von der Form und Gliederung des Bodens, auf dem sie erwächst. Aber die Anwendbarkeit dieses Gedankens steht in einem innigen Verhältnis zum Temperament und zur Intelligenz der Völker, die in diesem Erziehungs Hause wohnen. Je passiver ein Volk, um so abhängiger ist es von der Natur, um so energischer wirkt dieselbe auf es zurück. Je tätiger und begabter es hingegen ist, um so mehr entzieht es sich den Einflüssen der Naturumgebung und schreitet sogar, wie wir bei unseren höchststehenden Kulturvölkern wahrnehmen, zu einer weitgehenden Beherrschung derselben fort. Es geht einem solchen Volke mit seiner Weltlage, wie einem

weisen Mann mit den Lagen, in die ihn das Leben nacheinander versetzt: er weiß sie zu benützen, ohne sich von ihnen beherrschen zu lassen.

Die Kalifornier haben sich wahrscheinlich mehr als irgend ein anderes Volk unabhängig von den Einflüssen des Landes entwickelt, das sie bewohnen.

Nehmen Sie die kurze Geschichte Kaliforniens, seitdem es von den Amerikanern besiedelt oder, was dasselbe, seitdem es der Kultur gewonnen ist, und Sie finden in den Zügen, die diese an Zahl noch geringen, aber inhaltreichen Geschehnisse verzeichnen, viel mehr Bericht von der kräftigen Hand und dem starken Geist eines außerordentlich begabten und willenskräftigen Volkes als von den Wirkungen der toten Natur.

[127] Was ist in der Tat der Inhalt dieser kurzen Geschichte anders, als daß die junge Nation, welche sich ganz Nordamerika und nicht bloß einen Teil zum Reiche bestimmt hatte, naturgemäß nicht vom Stillen Meere ausgeschlossen sein wollte; daß sie ein Tor zu demselben suchte, daß sie es in Kalifornien fand und dann sogleich mit der ganzen Energie, die sie beseelt, es sich zu eigen machte? Zweihundert Jahre einer kampf- und wechsellvollen, aber ebenso erfolgreichen Kolonisationstätigkeit hatten dieses Volk endlich im Norden und Süden bis über den Mississippi hinaus geführt, und es verlor von dem Augenblick an, da es diese lang innegehaltene Grenzlinie zwischen Kultur und Wildnis überschritt, das verheißungsvolle Meer, welches jenseit der westlichen Gebirge lag, nicht aus den Augen. Es erwarb im Jahre 1847 durch den Vertrag, den es in Guadalupe mit den Mexikanern schloß, Kalifornien und die Länder am Colorado, Arkansas und Rio Grande.

Dies alles geschah geraume Zeit, ehe man vom kalifornischen Gold wußte. Nun würde die Besiedelung wohl einen ruhigen Gang genommen haben, wie in anderen entfernten Territorien, wenn auch etwas beschleunigt durch die Bedeutung, welche die Bucht San Francisco unter allen Umständen für den pazifischen Handel Nordamerikas gewinnen mußte, wenn nicht die Goldfunde plötzlich so viele Tausende in kurzer Zeit ins Land gezogen und weiter noch durch den Ruhm, den sie in aller Welt dem bis dahin fast unbekannten Lande erwarben, auch für Jahre hinaus eine stärkere Einwanderung angezogen und festgehalten hätten, als ein so entlegenes Gebiet unter gewöhnlichen Verhältnissen erhoffen darf.

Insofern ist allerdings die Naturgabe des Goldreichtums von großem Einflusse auf Kaliforniens Gedeihen gewesen; aber daß die Art dieses Einflusses wieder von der Geistesart des Volkes bestimmt wurde, zeigt Ihnen ein Blick auf das Schicksal anderer Völker, denen solche Schätze zugefallen sind. Sehen Sie zu, wie die Spanier in Mexiko und in Peru ähnliche Geschenke der Natur benutzten, und vergleichen [128] Sie damit, was das junge kalifornische Völkchen mit dem seinen begann.

Wo sind denn in Mexiko und Peru die Reichtümer, die man aus den ungeheuer zahlreichen und ergiebigen Silber- und Goldminen gewann?

Diese Länder sind noch heute arm, und dortige gescheite Leute meinen, es wäre besser gewesen, wenn ihr Boden nichts von all diesen Schätzen geborgen hätte. Ich durchreiste in diesem Frühjahr den Staat Oajaca, der noch zu Humboldts Zeit einer der silber- und goldreichsten war und noch immer eine beträchtliche Produktion aufweist; aber ich habe mein Lebtag kein elenderes, ärmlicheres Land gesehen. Ähnliches sagt Ihnen jeder, der dortige Minendistrikte kennt, und es kann heute nicht wie zur Zeit der spanischen Herrschaft die Entschuldigung geltend gemacht werden, daß der Bergbau Monopol der Regierung sei und daß diese das Geld außer Land schicke. In den fünfzig Jahren der Unabhängigkeit sind aus mexikanischen Silberminen mindestens fünf Milliarden Reichsmark Silber gewonnen worden, von Gold und andern Metallen zu geschweigen, und dabei ist nach einstimmigem Urteil das Land heute ärmer, als es vor fünfzig Jahren war.

Nun sehen Sie nach Kalifornien. Hier hat das Gold wie ein Tau auf wohlbestellten Saatboden gewirkt. Das Ebben des Goldstromes, das ziemlich plötzlich im Jahr 1858 eintrat, (bis dahin hatte nämlich die Goldproduktion durchschnittlich 200 Mill. Rm. per Jahr betragen, während sie jetzt bei 80 steht) stürzte das Land in keine Krisis, die anderwärts unvermeidlich gewesen sein würde. Schon waren weite Strecken urbar gemacht und mit den Gehöften fleißiger Farmer besäet, schon waren verkehrsreiche Städte entstanden, Straßen, Eisenbahnen, Dampfschiffe gebaut, und es vergingen keine zwanzig Jahre, so wurde das Ackerbauertragnis auf das Doppelte der Goldgewinnung geschätzt. Wenn wir hören, daß bis zum Jahr 1858 allein schon zwei Millionen Pfirsichbäume in Kalifornien neu gepflanzt worden waren, oder daß die Zahl der Weinstöcke damals schon fünf Millionen betrug und ähnliches, oder daß Kalifornien heute soviel Weizen erzeugt [129] wie Ungarn und daneben noch soviel Wolle, daß es jetzt alljährlich ca. für 20 Mill. M. davon ausführt und 300000 hl Wein, so denken wir allerdings an das Gold, das in Form von Farmhäusern, Ackerwerkzeugen, Straßen, Eisenbahnen, Schiffen diesen Reichtum erzeugen half, aber mehr doch und mit größerer Anerkennung an das Volk, das den Reichtum des Bodens so zu wenden wußte.

Der Übergang vom Bergbau zur Landwirtschaft ist der Kern- und Wendepunkt der kalifornischen Entwicklung. Sie erlauben mir, daß ich ihn ganz besonders betone. Kalifornien war in den ersten zwei Jahren seiner Besiedelung freilich kaum mehr als ein Land für Schatzgräber, so etwa wie Mexiko. Aber es blieben von den paar Hunderttausenden, die der Golddurst herübergetrieben, keine zehn Prozent dauernd beim Bergbau. Dafür dürfen Sie in Kalifornien herumfragen, wo Sie wollen, und werden finden, daß jeder zweite Mann einmal Gold gewaschen oder auf Erzadern prospektiert hat. Aber er

sah ein, was seitdem im ganzen Westen sprichwörtlich geworden ist: »*Mining is a curse*« — Bergbau ist ein Fluch —, und wandte sich so bald wie möglich der sauren, aber sicheren Ackerarbeit zu. Er steckte jetzt in seine Unternehmung unter allen Umständen ein Kapital, sei es von Gold, das er gewonnen, sei es von der Lehre, die viel kostbarer als Gold, daß nichts dem Menschen so hohen Lohn beut als treue, ehrliche Arbeit.

So ist Kalifornien ein Ackerbaustaat geworden, und das hat ihm eine Zukunft gegeben. Diese Zukunft war gesichert, sobald einmal ebensoviel Hände am Pflug wie an der Schaufel und dem Waschtrog tätig waren. Wir haben Vertrauen in ein Volk, das sich durch soviel Gold nicht die Freude an der ehrlichen Arbeit rauben läßt, und dürfen wohl sagen: Kalifornien ist trotz seines Goldes der Kultur gewonnen worden, gerade wie Mexiko durch seine Mineralschätze derselben verloren blieb. Ich denke, ein Volk, welches wie dieses damit begonnen hat und fortfährt, aus dem Lande, das ihm beschieden ist, das zu machen, was es will, verdient vor den Umrissen und Gebirgslinien, vor den [130] klimatischen Zuständen und vor den Bäumen und Tieren betrachtet zu werden.

Wären die Nordamerikaner in Deutschland so bekannt, wie man bei unseren zahlreichen Wechselbeziehungen denken sollte, so würde ich mich jetzt kurz fassen und bloß die Eigentümlichkeiten hervorheben, welche etwa den jungen kalifornischen Sprößling vom Mutterstamme unterscheiden. Dem ist leider nicht so, und ich erlaube mir daher ein paar Worte mehr hierüber zu sagen, als sonst nötig wäre. Das ist bekannt, daß die Elemente, aus denen die weiße kalifornische Bevölkerung hervorgegangen ist und aus denen sie noch immer sich zu ergänzen und vermehren fortfährt, im ganzen und großen dieselben sind wie in den übrigen Vereinigten Staaten. Außer einem kleinen Rest von Abkömmlingen der spanisch-mexikanischen Ansiedler, denen einst das Land gehörte, die aber meistens so heruntergekommen sind, daß sie für die fernere Entwicklung desselben schon gar nicht mehr in Betracht kommen, sind hier wie überall Nordamerikaner, Irländer, Deutsche und Engländer samt Schotten die Grundelemente der Bevölkerung.

Soweit die Nationalitätenstatistik aufweist, der man aber auch hier nicht allzuweit trauen darf, sind etwa die Hälfte eigentliche Amerikaner, $\frac{3}{10}$ Irländer und Engländer samt Schotten, Kanadiern und Einwanderern aus British Columbia und anderen englischen Kolonien, $\frac{1}{10}$ Deutsche und $\frac{1}{10}$ gemischte Nationalitäten, unter denen neuerdings, wie an anderen Orten der amerikanischen Westküsten, die Italiener sich besonders hervortun. Aber man würde einen sehr schiefen Begriff von dem Charakter der Bevölkerung bekommen, wenn man glauben würde, diese verschiedenen Bestandteile bestimmten sie nach Maßgabe ihres Zahlenverhältnisses. Das findet hier so wenig wie im übrigen Nordamerika statt; denn die Nordamerikaner bewähren

auch hier die erstaunliche aneignende Macht ihrer Sitten und Anschauungen, und dies Gemisch ist vom amerikanischen Wesen so durchdrungen, daß der Irländer, der Deutsche, der Jude, Italiener, Slowak in erster Reihe [131] Amerikaner und vielleicht nicht einmal in zweiter das ist, was er nach Geburt und Heimatzugehörigkeit sein sollte. Gilt das von der ersten Generation, die noch in ihren Gewohnheiten und Erinnerungen immer ein Hindernis der vollständigen Amerikanisierung in sich trägt, so wird es begreiflich, daß die zweite, die im Lande geboren ist, die Spuren ihres Ursprungs wenigstens in der geistigen Physiognomie in der Regel völlig verwischt hat.

Übrigens können schon darum hier in Kalifornien die fremden Elemente nicht so hervortreten wie in den östlichen und mittleren Staaten, weil sie weiter von der Heimat getrennt sind, und weil die direkte Einwanderung, welche dort doch immer wieder etwas belebend auf das erlöschende Stammesbewußtsein wirkt, hier geringer ist als die aus den weiter östlich und nördlich gelegenen Staaten, in denen dann die Einwanderer dem Amerikanisierungsprozeß bereits unterworfen gewesen sind.

Wenn Sie mich nun fragen, welches denn eigentlich das Geheimnis dieser aneignenden Wirkung des amerikanischen Volkscharakters — einer Wirkung, die in einem so jungen Gemeinwesen wie Kalifornien ebenso wichtig wie auffallend ist —, so werden Sie in der Antwort gleichzeitig den Schlüssel zu dem Rätsel finden, das die wunderbaren Erfolge der Kolonisationsfähigkeit dieses Volkes zu umgeben scheint. Dieselben Gaben nämlich, welche es den Amerikanern möglich machen, ohne jeden äußeren Zwang alle übrigen Völker sich zu verschmelzen, begründen auch ihre Bedeutung in den kolonisierenden Arbeiten. Man wird ihr geistiges Wesen am besten dahin bezeichnen können, daß sie manche guten Eigenschaften ihrer fremden Mitbürger in sich vereinigen, dabei aber durch einen ungemein raschen, klaren, praktischen Verstand und nicht am wenigsten durch einen Zug von Großartigkeit, der auch im täglichen Leben bedeutsamer ist, als man glaubt, einige der bedeutendsten Fehler abschwächen, welche jenen Eigenschaften verbunden zu sein pflegen. [D]er [Amerikaner] wird dadurch zu einer, praktisch genommen, vielseitigeren Natur als seine Konkurrenten.

[132] Er ist im kleinen, als Handwerker und Bauer, nicht so geduldig, emsig und sparsam wie der Deutsche, denkt aber dafür mehr bei der Arbeit; er ist weder körperlich noch geistig so robust wie der Engländer, aber auch nicht so einseitig, nicht so verrannt und nicht so bequem; er ist nicht so tollkühn wie der Irländer, aber auch nicht so flatterhaft und unbeständig; er hält sich selber nicht für ganz so schlaue wie der Jude, hat aber mehr Festigkeit und erweckt mehr Vertrauen. Dabei ist er rastlos wie keiner. Aber zwei Eigenschaften, deren eine ich schon erwähnt, kommen noch besonders bei den Kolonisationsarbeiten in Betracht. Um ihretwillen habe ich den Amerikaner gern, was er auch für Schattenseiten haben mag. Es ist

jener Zug von Großartigkeit in seiner Natur, der ihm besonders unsern hamsterartig neidischen und kleinlichen Landsleuten gegenüber eine so große Überlegenheit gibt, wäre es auch nur, weil die Neidlosigkeit und Freigebigkeit auch in niederen Verhältnissen als edle Gaben gewürdigt werden und als solche gerade den kleiner Denkenden Respekt und manchmal auch ein bißchen Sympathie einflößen. Es ist ferner der politische Sinn und Takt, der beim gemeinen und mittleren Mann mit mehr Rechtsgefühl und gesetzlichem Sinn verbunden ist, als man bei dem korrupten Zustand der innern Politik in Nordamerika vermutet.

Ich schreibe es diesen beiden Eigenschaften in erster Reihe zu, wenn man in Amerika viel mehr Gehässigkeit der einzelnen Völker und Völkchen unter sich, als gegen den Amerikaner begegnet. Und doch überragt sie der letztere um soviel! Speziell bei Deutschen habe ich zwar häufig den Irländer und den Franzosen, seltener aber den Amerikaner schelten hören. Er imponiert eben im Grunde doch allen!

Wer die Kolonialgeschichte von den Phöniziern herab bis auf die neuesten Experimente auch nur flüchtig betrachtet hat, wird nicht übersehen haben, von welcher außerordentlichen Bedeutung derartige Eigenschaften gerade in einem staaten- und völkerbildenden Prozess sein müssen, wie der ist, in welchem heute diese Länder am Stillen Meere sich [133] befinden. Neid, Uneinigkeit, Gesetzlosigkeit sind immer mit den Kolonien, wie der Wurm in der Knospe, aufgewachsen und haben ihren Früchten, wie oft! jeden Wert und jede Dauer genommen. Denken Sie an den anekelnden Eindruck der spanischen Kolonialgeschichte mit ihrem ewigen Intriguenwesen, an den Mangel an selbständigem, opferwilligem Bürgersinn, der die französischen immer gelähmt hat, an die Hindernisse, welche Mißgunst und innere Zwietracht dem Aufkommen deutscher Kolonien in Nord- und Südamerika bereitet haben!

Wenn man dies sieht, muß man gestehen: Kein besseres Zeugnis für die Tüchtigkeit eines Volkes, als wenn es sich in der Kolonisation bewährt. Koloniengründung und Kolonienerhaltung, das sind in der Tat Prüfsteine für ein Volk. Welche Gefahr liegt allein in den rein materiellen Bestrebungen, auf die im Anfang jeder Besiedelung die Umstände den Menschen hindrängen! In dem oft jahrelangen Entbehren aller geistigen Nahrung! In dem Zusammenströmen mehr als catilinarischer Existenzen nach diesen Grenzstrichen der Kultur, das, vom alten Rom bis Kalifornien und Colorado herab, sich immer mit einer gewissen Gesetzmäßigkeit wiederholt hat! Der Leiden und Gefahren der Wildnis gar nicht zu gedenken! Da ist es gerade wie mit einem Menschen, der unversehrt aus der Prüfungszeit einer schweren Krankheit hervorgegangen ist. Man faßt Vertrauen zu dieser gesunden Natur, die ungeschädigt soviel überstanden hat, und baut für die Zukunft auf sie. So kann es keinem Zweifel unterliegen, daß gerade

das kalifornische Amerikanertum, wie jung es ist, zu den durchgeprüften Volkscharaktern gehört, die Vertrauen erwecken, und in deren Zukunft man mit begründeten Hoffnungen ausblickt.

Indessen ist, wenn irgendwo, so bei Völkern die Mahnung gültig: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.

Sehen wir zu, was denn die Kalifornier, von dem allgemeinen guten Erfolg ihrer Kolonisation abgerechnet, geleistet haben. Die politische Geschichte ist natürlich kurz. Ich hebe aus ihr nur die gewaltsamen Reaktionen hervor, [134] durch die das Volk, ohne jede äußere Hülfe, sich von den schlechten Elementen befreite, welche zwar unzertrennlich sind von einer so stürmischen Entwicklung, wie Kalifornien sie in den ersten Jahren durchmachte und deren Schädlichkeit kaum empfunden wird, solange dieselbe dauert; die aber das Gedeihen eines so jungen Staates ernstlich gefährden können, wenn erst die ruhigeren Zeiten der Besinnung und Arbeit herangekommen sind. Wie es in den neubesiedelten Territorien üblich ist, waren in den ersten Jahren auch in allen einigermaßen beträchtlichen Niederlassungen Kaliforniens die »*honest miners*« und sonstigen Ansiedler zu Gerichtshöfen zusammengetreten, welche nach altüblichen drakonischen Satzungen die Verbrechen strafften und die Bußen und Strafen, welche sie verhängten, auch immer sehr rasch und entschieden durchführten. Mit der Zeit gab man in größeren Orten und besonders in San Francisco diese Gerichte auf und ließ an ihre Stelle die ordentlichen Friedensrichter und Schwurgerichte treten, wie sie in den älteren Staaten üblich sind. Aber die beginnende Ebbe der Goldwäschereien in der Mitte der fünfziger Jahre und die Lockungen, welche der sich ansammelnde Reichtum und das Wohleben boten, trieb viele von diesen Desperados in die größeren Städte, wo sich rasch ein Ableger jener eigentümlich amerikanischen Spezialität des politischen Gaunertums bildete, welche die Verwaltung einer Stadt oder selbst eines Staates als eine nur etwas ins Große gehende Varietät des falschen Spiels oder der Bauernfängerei betrachtet. 1856 kam die Verwaltung von San Francisco, das damals schon zu einer Stadt von mehr als 50000 Seelen herangewachsen war, in die Hände von Leuten, von denen man argwohnte, daß sie mit derartigen Gaunern im Einverständnis seien und die jedenfalls durch schlechte Handhabung der Justiz die öffentliche Unsicherheit in San Francisco zu einem erschreckenden Grade anwachsen ließen. Die Ermordung eines Ehrenmannes durch einen notorischen Schurken, die im Jahre 1856 in San Francisco auf offener Straße geschah, brachte die Erbitterung der [135] besseren Elemente in der Bürgerschaft zum Ausbruch, und es bildete sich ein sog. Vigilanzkomitee, dem sich 8000 Bürger anschlossen und das durch einige prompt ausgeführten Exekutionen und durch eine größere Zahl von Beförderungen per Schiff nach Australien und Honolulu etwas Klarheit in die moralische Atmosphäre der Stadt und soviel Schrecken unter die Spitzbuben brachte, daß derartig gewaltsame

Aufraffungen seitdem unnötig geworden sind und San Francisco schon seit Jahren keiner anderen großen Seestadt an Sicherheit und Ordnung nachsteht.

Im Kleinen sind derartige Selbstläuterungen der bürgerlichen Gesellschaft zu irgend einer Zeit wohl in jeder Gemeinde Kaliforniens, wie überhaupt des Westens, vorgekommen und fehlen in den entlegeneren Teilen selbst noch heute nicht. Betrachtet man die Tatkraft und Energie und das Maß von Ruhe und Gerechtigkeit, das bei diesem im Grunde doch revolutionären Vorgehen überall bewahrt wird, so begreift man sehr gut die Gemütsruhe, mit der der transatlantische Bürger zum Beispiel den Gefahren der sozialen Frage entgegenseht; diese Eigenschaften können in einem gegebenen Fall eine beträchtliche Anzahl von Bajonetten aufwiegen. Es wäre nur wünschenswert, daß die feineren politischen Gauner, die in hohen kalifornischen Stadt- und Staatsämtern ihr Wesen treiben, ebenfalls von solchen Vigilanzkomitees erreicht werden könnten; aber deren unehrliche Praktiken machen leider hier wie anderwärts in Nordamerika keinen genügend tiefen Eindruck auf das öffentliche Gewissen, und sie haben fast zuviel Helfershelfer, als daß die Entrüstung einer Minderzahl hoffen dürfte, ihnen mit Erfolg die Spitze zu bieten.

Zeigt das Vigilanzkomitee den Kalifornier im Kampf mit der Schlechtigkeit in seiner Mitte, so zeigt eine andere bemerkenswerte Episode ihn in nicht minder scharfem Gegensatze zur Faulheit und Verrottung eines Volkstums, das ihn umgibt und das ihm in hohem Grade fremd ist. Ich meine die allmähliche Hinausdrängung der früheren spanisch- [136] mexikanischen Ansiedler, welche für den größten Teil von Kalifornien heute schon eine vollendete Tatsache ist.

Wir sehen, daß der wesentliche Grund dieser Verdrängung nicht in irgend welcher zufälligen Willkür, sondern in der Unvereinbarkeit der spanischen und amerikanischen Anschauungen und Gewohnheiten in betreff des Grundbesitzes gelegen ist. Es ist eine bekannte Tatsache, daß in den spanischen Kolonien alles Land für die Krone in Besitz genommen und von dieser dann in Gütern von meist beträchtlicher Ausdehnung an die Offiziere und Beamten und sonstige verdiente und häufig auch unverdiente Leute vergeben wird. Dabei ist aber soviel Mißbrauch und Ungenauigkeit unterlaufen, daß die Streitigkeiten über unsichere Besitztitel die vorwiegende Nahrung jener bekannten Landplage aller spanisch-amerikanischen Länder, der *Licenciados*, d. h. Advokaten, ausmachen und daß dort der merkwürdige Zustand herrscht, daß z. B. in der ganzen Republik Mexiko, trotz ihrer noch so dünnen Bevölkerung, kaum ein Fleckchen Erde zu finden ist, für welches sich nicht ein Besitztitel fände. Als der wohlmeinende Präsident Arista vor 25 Jahren ernstliche Anstrengungen machte, um europäische Kolonisten hereinzuziehen, war diese Kalamität die Hauptursache des Mißerfolges. Dazu kommt die große Ausdehnung so vieler Güter, welche manchmal nur in einigen Tagereisen zu durchmessen

sind und von denen die Eigentümer mit der ihnen eigenen bornierten Zähigkeit kein Stückchen verkaufen, wenn sie gleich nur den zwanzigsten oder fünfzigsten Teil selber bebauen können. Dieses System war nun in Kalifornien unter der spanischen und mexikanischen Herrschaft ebenso vorherrschend wie in Mexiko und erzeugte dieselben Nachteile: das Land blieb dünn bevölkert, der Boden blieb unbaut liegen, und eine Herdenzucht, ähnlich wie früher in Texas, war so ziemlich alles, was von wirtschaftlichem Betrieb bestand.

Wie unvereinbar dieses System mit den Ansprüchen der amerikanischen Ansiedler sein mußte, liegt auf der Hand. Ein neues Recht im Kopf und in der Faust der Ansiedler trat dem alten Privilegienrecht der Spanier entgegen. Wohl [137] waren die Rechte der letzteren durch eine Klausel im Abtretungsvertrag von Guadalupe gewahrt; aber was halfen diese Wahrungen inmitten der Völkerwanderung, die sich damals nach Kalifornien ergoß und die kein Recht anerkannte, das mit ihren Wünschen nicht übereinstimmte. Es ist bekannt, wie manche Rancheros von diesem Treiben, das allen ihren Gewohnheiten wie Gift entgegentrat, gewissermaßen betäubt wurden und unter Zurücklassung ihres Besitzes sich so rasch wie möglich nach Mexiko zurückzogen, wie andere ihre kleinen Fürstentümer verschleuderten, welche heute schon Millionen wert sein würden, und wie andere wieder durch gewissenlose Winkelzüge der Advokaten oder im Hazardspiel aus ihrem Besitz herausgetrieben wurden. Die meisten sind aber allmählig verarmt und waren gezwungen, ihren alten Besitztiteln zugunsten irgend eines ahnen- und heimatlosen Yankee zu entsagen, und dieser Prozeß ist noch immer im Fortgang begriffen und scheint nicht eher aufhören zu sollen, als bis der letzte Spanier und Mexikaner entweder aus dem Lande gebracht oder in den niederen Klassen der neuen Bevölkerung aufgegangen ist. Die Fälle, daß spanisch-mexikanische Familien sich inmitten der ungewohnten und unerwarteten Ereignisse aufrecht erhalten haben, sind selten, und man wird in ihnen fast immer einen Halt in Gestalt eines amerikanischen Schwiegersohnes finden, welcher einer Juanita oder Dolores zulieb die Sorge für eine Familie betäubter, beschränkter, weltunkundiger Menschen übernommen hat. Der größte Teil der spanisch-mexikanischen Bevölkerung aber ist in der Hefe der amerikanischen aufgegangen und versieht, soweit er überhaupt etwas tut, diejenigen Arbeiten, die selbst dem Irländer zu schlecht sind. So z. B. arbeiten in den gesundheitsschädlichen Quecksilberbergwerken von Neu-Almaden vorwiegend Abkömmlinge von spanisch-mexikanischen Eltern. Auf den Verbrecherlisten nehmen sie einen Raum ein, der außer allem Verhältnis steht zu ihrer Zahl.

Selten sind wohl zwei Völker und zwei Kulturstufen mit solcher Gewalt aufeinandergestoßen wie hier. Aber [138] derselbe Prozeß hat sich auf der ganzen Linie wiederholt vom Oregon bis nach Texas hinab, und die Niederlage, die hier nicht bloß das spanische System der Kolonisation, sondern die ganze spanische Sitte, Arbeits-, Denk-,

Handels-, Regierungsweise erfahren mußten, ist ebenso allgemein, aber noch schmälicher als die, welche es dreißig Jahre früher in den süd- und mittelamerikanischen Unabhängigkeitskriegen durch seine eigenen Söhne in allen Ländern Amerikas, die es besaß, Westindien allein ausgenommen, erlitten hatte. Es hat sich in diesem Kampf gezeigt, daß die spanisch-amerikanische Kultur doch nichts als eine Halbkultur war, und wir wundern uns heute weniger darüber, als wir es früher getan haben würden, nachdem die Umwälzungen der letzten Jahre in Spanien und die gloriosen Kämpfe auf Kuba der Klärung unseres Urteils über die Spanier so manchen schätzenswerten Beitrag zugeführt haben.

Halbkultur im wörtlichsten Sinne des Wortes war das Produkt der indianischen Politik Spaniens, welche bekanntlich den Indianer förmlicher, gesetzlich ausgesprochener Maßen als ein unmündiges Kind behandelte, den sie deshalb den weltlichen Behörden möglichst entzog, um ihn wesentlich zu einem Bekehrungsobjekt der zahlreichen Geistlichen zu machen. Man sieht die Früchte in ganz Süd- und Mittelamerika, wo diese Politik den Indianer in seiner ganzen Trägheit und Geistesverlassenheit künstlich konserviert und zur Bildung von spanisch-indianischen Mischrassen Anlaß gegeben hat, welche allmählich das europäische Blut aufsaugen, die natürlichen Rassenschranken beseitigen und bei allen Kulturprätensionen jene reichen Länder offenbar in eine Barbarei zurückführen, die noch unter der indianischen steht, weil sie vor lauter Prätension die Arbeit verlernt hat. Wäre Kalifornien mexikanisch geblieben, es wäre ihm nicht anders ergangen; denn auch es stak in dieser Halbkultur. Die Amerikaner haben eingesehen, welche Hindernisse diese untergeordnete Rasse jeder durchgreifenden Kulturarbeit in dem neuen Lande in den Weg legen würde, und haben sie teils [139] durch Zurückdrängung in die Gebirge, teils durch Versetzung nach den Reservationen unschädlich gemacht. Man duldet sie nirgends in den ackerbauenden Teilen des Staates, und selbst im Gebirge sind sie dem Holzhauer, dem Hirten, dem Pioneer-Settler so gut wie vogelfrei, wenn nicht eben ein besonderes Interesse die weißen und roten Waldläufer aneinanderkettet. Die Diebereien der Indianer auf der einen und die Verbindungen, welche weiße Männer mit den Squaws, den indianischen Weibern, knüpfen, auf der anderen Seite, geben beständig Anlaß zu Feindseligkeiten. Dieselben gehen natürlicherweise am Ende immer verderblich für die Indianer aus; denn jede einzelne Untat, die sie begehen, ruft vielfache Vergeltung hervor. Es bezeichnet die Auffassung, welche die weißen Ansiedler von diesen Kämpfen hegen, daß sie die erwachsenen Indianer nicht anders als »buck«, also mit demselben Namen benennen, mit dem ein Jagdtier, der Rehbock, bezeichnet wird.

Man ist in einer eigentümlichen Lage angesichts dieser Verdrängung und Vernichtung einer ganzen Rasse. Als fühlender Mensch kann man die Mittel nicht billigen, mit denen hier der Kampf geführt

wird; aber als denkender Mensch kann man nicht umhin, mit dem Resultate desselben zufrieden zu sein. Man wird sich, wenn man die Indianer erst kennen lernt, nicht unklar darüber bleiben können, daß sie in einem zivilisierten Staate höchstens in der Weise geduldet werden können, wie man bei uns etwa die Zigeuner duldet, also zerstreut und in geringer Zahl.

Und doch wird jeder, der z. B. die ländlichen Verhältnisse in Ungarn kennen gelernt hat, selbst an der Gemeenschädlichkeit der Zigeuner keinen Zweifel haben. So grundverschiedene Kulturstufen wie die der Indianer und der Kalifornier können auf die Dauer noch viel weniger nebeneinander bestehen: der Starke schwemmt eben den Schwachen weg; und da man sich heute darüber einig sein dürfte, daß die Rassenmischungen den Gegensatz nicht so rasch vermitteln, wie es nötig wäre, so glaube ich, daß man selbst auf die Gefahr hin, einer theoretischen Unmenschlichkeit geziehen [140] zu werden, die einen Menschen fast noch weniger zielt als eine praktische, es den Kaliforniern als ein nicht geringes Verdienst anrechnen darf, daß sie nicht mit den Indianern paktiert, sondern sie von Anfang an als ein Kulturhindernis behandelt haben. Gegenwärtig sind noch ca. 8000 Indianer in Kalifornien, welche vorwiegend auf dem östlichen Abhang der Sierra von Jagd, Fischfang, Diebstahl, Beerensuchen u. dgl. leben. Zu einer eigentlichen Arbeit, zu der es in jenem menschenleeren Lande so viel Gelegenheit gäbe, sind sie ganz wie die Zigeuner nur im Fall der höchsten Not bereit.

Über sie könnte also Kalifornien beruhigt sein; aber dafür ist ihm in seinen 60000 Chinesen eine Aufgabe für eine künftige Rassenpolitik zugefallen, die nicht so leicht zu lösen sein wird und die mit der Zeit selbst noch zu verwickelteren Verhältnissen führen dürfte als die Zustände der Negerbevölkerung in den Südstaaten. Die Schwierigkeit liegt hier darin, daß der Chineser zwar vom weißen Mann in vielen Dingen kaum weniger weit absteht als die Rothaut, aber nicht in der Weise, daß er unter, sondern so, daß er neben ihm steht.

Er ist nicht wie jener durch die Kulturunfähigkeit, sondern durch die Befähigung zu einer Kultur gefährlich, die in vielen Beziehungen mit der europäischen konkurrieren kann. Es ist sicher, daß er das etwaige geringere Gewicht seiner Geistesgaben, über das wir uns aber noch immer kein abschließendes Urteil erlauben dürfen, in der Berührung und Konkurrenz mit Europäern bis zu einem solchen Grade durch die größere Emsigkeit, Bedürfnislosigkeit und Sparsamkeit auszugleichen versteht, daß er in der Tat zu einer nicht zu verachtenden Wettbewerbung mit unseren arbeitenden Klassen befähigt wird. Über seine Konkurrenzfähigkeit auf kaufmännischem Gebiet besteht gar kein Zweifel mehr, und es ist jedenfalls eine auffallende Erscheinung, daß trotz der Antipathie, welche ihm die meisten Europäer immer noch entgegentragen, das Urteil über seinen Charakter und seine Befähigung sich in demselben Maße günstiger gestaltet, wie [141] die Europäer tiefer

in das Land eindringen. Man möchte fast sagen, daß die frühere, allerdings höchst oberflächliche und ungerechte Unterschätzung seiner Gaben in ihr Gegenteil umgeschlagen sei, wie das wohl zu geschehen pflegt. Aber die Stimmen, welche in der Einwanderung der Chinesen nach Kalifornien den Keim eines neuen und schärferen Rassenkonfliktes sich ausstreuen sehen, gehören nicht eitlen Schwätzern an. Ich nenne nur zwei deutsche Kenner ostasiatischer Verhältnisse: Richthofen, der in einem Vortrag in der Berliner Gesellschaft für Erdkunde in diesem Frühjahr, und Jager, der in seinem Buche über die Philippinen dieser Befürchtung Worte geliehen hat.

Aber es kann sich hierbei doch immer nur um eine Gefahr handeln, welche in einer weiten Ferne steht, die man aber freilich darum nicht minder scharf ins Auge zu fassen hat.^[1] Die Tatsache allein, daß trotz einer durchschnittlichen Jahreseinwanderung von 6—8000, die sich aber in den letzten Jahren selbst auf 10—12000 gehoben hat, die Chinesen in den Vereinigten Staaten noch immer nicht die Zahl von 70000 überschreiten und daß, wegen der verschwindenden Anzahl von Familien, die Zahl der im Lande geborenen Chinesenkinder z. B. in Kalifornien noch nicht einmal hundert beträgt, schwächt die Gefahr erheblich ab, welche in jener starken Einwanderung zu liegen scheint. Es ist Tatsache, daß nur eine ganz geringe Bruchzahl von Chinesen nicht in ihr Land zurückkehrt. Je rascher sie in Kalifornien zu Geld kommen, um so baldern wenden sie sich wieder ihrer Heimat zu. Daß sie noch für lange Jahre eine Notwendigkeit für den ganzen Westen von Nordamerika sein werden, unterliegt allerdings keinem Zweifel, ebensowenig, daß sie sich in gewissen Bedienstungen, für die sie sich ganz besonders gut geeignet erweisen, durch die ganzen Vereinigten Staaten verbreiten werden, wie sie denn als Wäscher und Bügler selbst schon in den Golfstaaten nicht selten sind. Aber anderseits überwacht und erschwert man in Kalifornien den Chinesen nicht bloß die Einwanderung, sondern überhaupt das Leben soviel wie möglich und scheut sich [142] selbst nicht vor Ausnahmemaßregeln, um ihr einen Damm zu setzen.

So ist z. B. seit zwei Jahren durch eine biegsame Gesetzauslegung die Einwanderung von chinesischen Weibern so gut wie verboten. Bei dem großen Gebiete, das die chinesische Auswanderung in Asien und Australien vor sich hat, ist unter diesen Umständen der Nutzen dieser stillen und geduldigen Leute, die dreimal so billig arbeiten wie die amerikanischen oder europäischen Arbeiter, jedenfalls größer als die Gefahr. Niemand kann den Anteil verkennen, den sie am Auf-

[¹ Friedrich Ratzel hat sich damals wiederholt mit dieser hochwichtigen Frage beschäftigt, so in dem 1876 erschienenen Buche »Die chinesische Auswanderung« und in der dieses fortsetzenden, langen Artikelreihe »Die chinesische Auswanderung seit 1875«: Globus, Band 39 und 40. Der Herausgeber.]

schwung Kaliforniens haben, und für den Menschenfreund wird dieses erste Beispiel von Neben- und Miteinanderarbeiten zweier Rassen, wobei die eine die andere nicht in irgend einer Form von Sklaverei hält, sogar eine erfreuliche, gewissermaßen prophetische Tatsache sein, wenn er auch bis jetzt weniger von der vielerhofften Harmonie der Geister und Gemüter als vom Einklang der Interessen aus ihr hervorklingen hört.

Wenn ich vorhin von den Kaliforniern sagte: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, so ist die gewerbliche und Handelshauptstadt des Landes, San Francisco, als die charakteristischste Frucht der raschen Entwicklung Kaliforniens gewiß nicht am letzten zu nennen. Sie ist jetzt 36 Jahre alt, und ihre Einwohnerzahl wird auf reichlich 200 000 geschätzt. Die transkontinentale Eisenbahn, die Dampferlinien, die von hier nach Japan, China, Australien, Mexiko, Mittelamerika und an der Nordküste hinauf nach Oregon, British Columbia und Alaska gehen, der Reichtum des Hinterlandes haben es in dieser kurzen Zeit zu einer der bedeutendsten Seehandelsstädte Nordamerikas gemacht.

Der Wert seines Ein- und Ausfuhrhandels belief sich 1873 auf über 300 Millionen Reichsmark, und in seinem Hafen liefen 1872 3670 Schiffe ein. Eine gleich große Stadt, so vorwiegend wie San Francisco von europäisch-nordamerikanischen Menschen bewohnt, gibt es ringsum am Stillen Meer nur noch in Australien. Dem entsprechend hat San Francisco für das nördliche Stille Meer eine Bedeutung, die mit seiner Handelslage nicht zu erschöpfen ist. Es ist das Kulturzentrum, die geistige Hauptstadt für alle Europäer und Europäisierte, die diese großen Gebiete bewohnen. Würde ich das nicht schon aus anderen Tatsachen in Betreff Chinas und Japans entnommen haben, so würde ich es aus eigener Erfahrung während meines Aufenthaltes in einigen Orten der mexikanischen Westküste haben erkennen müssen. Ich fand, daß nicht bloß für die Europäer und die wenigen Nordamerikaner, sondern auch selbst für die gebildeteren Eingeborenen in diesen Gegenden San Francisco gleichsam die erste und praktische, Mexiko, mit all seinem Glanz und Ruhm, nur die zweite Hauptstadt und nur deshalb ist, weil sie es eben nach der Geschichte und dem Gesetz sein muß. Bei dem instinktiven Haß, den diese Völker spanischer Abkunft gegen die Amerikaner sonst viel mehr als gegen irgend ein anderes Volk hegen, ist diese Tatsache sicherlich ein bemerkenswertes Zeugnis für den Einfluß, den diese junge kalifornische Kultur schon erlangt hat. Allerdings, was würde die ganze Westküste Mexikos und Mittelamerikas mit allen ihren Naturschätzen ohne die Belebung sein, welche der Verkehr mit Kalifornien bringt? Verkehrt doch von Portland bis nach Panama hinab kaum ein anderes Dampfschiff als die der kalifornischen Gesellschaften!

Ich habe vom Volk so lange gesprochen, daß mir für das Land wenig Zeit mehr übrig bleibt. Aber ich habe Ihnen gesagt, warum ich das Volk für den weitaus bedeutendsten Faktoren in der Entwicklung Kaliforniens halte, und bitte Sie, damit die verhältnismäßige

Breite zu entschuldigen, mit der ich mich über dasselbe hier ergangen habe. Nur in aller Eile will ich zum Schluß einige Hauptzüge der kalifornischen Naturverhältnisse hervorheben.

Im Umriß wie in der Bodengestalt sind die bedeutendsten Züge, die zugleich die praktisch wichtigsten sind, durch das Meer und das Hochgebirg angegeben. Das Meer vermittelt einerseits den Zugang zu den Straßen des überseeischen Verkehrs, ohne den wir uns heute kein Land von einiger Bedeutung denken mögen, und gibt anderseits besonders durch die nord- [144] pazifische Strömung, welche Kaliforniens Küste noch in einem guten Teil ihrer Länge erreicht, dem Klima die befruchtende Feuchtigkeit, welche sich im Norden und der westlichen Hälfte des Landes sogar zu einem kompletten Seeklima zuspitzt. San Francisco, welches vollständig in den Kreis dieser Wirkungen fällt, zeigt als charakteristisches Merkmal des Seeklimas eine auffallende Übereinstimmung der Sommer- und [der] Wintertemperatur. Der mittlere Unterschied des wärmsten und [des] kältesten Monates beträgt 5 Celsiusgrade. Der kälteste Monat, der Januar, ist um 12° wärmer, der wärmste um 3° kälter als die wärmsten und [die] kältesten Monate hier in München, und die vollkommen hellen Tage, welche im Innern des Landes, am Fuße des Gebirges, fast $\frac{2}{3}$ des Jahres einnehmen, sind in San Francisco selbst im Sommer selten. Aber der größere Teil Kaliforniens wird von diesen maritimen Einflüssen nicht mehr berührt und rechtfertigt die meteorologische Klassifikation, welche es als das »pazifische Italien« bezeichnet. Natürlich müssen aber die im Ganzen gebirgige Beschaffenheit des Bodens in einem Lande, dessen Flächeninhalt bedeutend größer als der Italiens, und die langhin gestreckte Lage zwischen Meer und Hochgebirge eine Fülle von klimatischen Abstufungen erzeugen, die die mannigfaltigsten Kulturen erlauben. Während der Norden und die Gebirge von 4000' an ein prachtvolles Waldland sind, gedeihen in der Mitte, also landeinwärts von San Francisco, am besten die Produkte Südfrankreichs: Wein, Oliven, Feigen, Kastanien, Korkeichen, und im Süden gehören Zitronen und Apfelsinen und neuerdings in steigendem Maße Baumwolle zu den hervorragendsten Produkten.

Im allgemeinen gehört Kalifornien zu den glücklichen und nicht häufigen Strichen, in denen die extremen Witterungszustände eine harmonische Abgleichung erfahren. Pflanzengeographen sprechen von einem Waldgürtel der nördlichen Hemisphäre, der alle drei Norderdteile in ihrer ganzen Breite durchzieht. Vom kulturgeographischen Standpunkt aus kann man demselben mit dem gleichen Rechte eine Kette gartenartiger, hoch kultivierter Länder anreihen, welche [145] den südlichen Rand dieses Gürtels bilden und ausnahmslos zu irgendeiner Zeit eine hohe geschichtliche Bedeutung erlangt haben, welche oft in keinem Verhältnis stand zu ihrer Größe oder Volkszahl.

In diesen Gegenden ist die Natur nicht so freigebig, daß sie den Menschen zur Faulheit erzieht, aber auch nicht so karg und unbe-

rechenbar, daß er nur zwischen Furcht und Hoffnung dem Reifen der Ernte entgegensehen könnte, die seiner Hände Arbeit lohnen soll. Gibt sie hier reichen Lohn für die Arbeit, so verleiht sie auch Lust und Trieb dazu. Die größte Gefahr des Ackerbaues sind zeitweilig trockene Jahrgänge; aber ihr kann in den meisten Teilen des Landes durch künstliche Bewässerung begegnet werden. Man kann diese Gegenden, wie auch Grisebach sehr richtig in seiner trefflichen Beschreibung Kaliforniens hervorhebt, den Tierras templadas der tropischen Gebirgsländer vergleichen. Diesen erteilen die Reisenden mit merkwürdiger Einstimmigkeit, ob sie nun in Mexiko oder Bolivien oder am Himalaya liegen, das Lob, daß sie paradiesisch seien, und dies Lob dürfen wir auch für die Kette dieser begünstigten Oasen in Anspruch nehmen. Mehr kann die Natur dem Menschen doch wohl nirgends bieten, als daß sie ihn zur Arbeit fähig macht und seine Anstrengungen dann gebührend lohnt. Arbeit und Erholung bereiten ihm das einzige Paradies, das ihm noch vergönnt ist. Hier in Kalifornien ist nun das eben so schön, daß die beiden ihm im richtigen Maße zugewogen sind. Daß Mittel- und Südkalifornien für die brustkranken Nordamerikaner seit Jahren, und neuerdings in stark wachsendem Maße, die Bedeutung unseres Nizza oder Palermo gewonnen haben, wird man nicht zu den unbedeutendsten Vorzügen des Landes rechnen. Gerade in einem Lande wie Nordamerika, das mit Ausnahme des pazifischen Küstenstriches klimatisch sehr wenig begünstigt ist, wird der Vorzug eines so milden Klimas, wie Kalifornien es besitzt, sehr hoch angeschlagen, sehr dankbar anerkannt.

Dasselbe ist auch von nicht geringer praktischer Bedeutung für die Besiedelung; denn die Zahl derer, die, meist [146] aus Kränklichkeit, dem Klima zuliebe aus den Oststaaten herüberkommen, dürfte im Jahr doch auf einige Hundert anzuschlagen sein. Hier unten in Florida hat dieser Zug nach dem milderen Himmel eine anerkannt bedeutende Rolle in der Besiedelung und Bereicherung des Landes gespielt und fährt fort, es zu tun; aber Kalifornien übt ohne Zweifel schon lange eine viel größere Anziehungskraft, als Florida bis auf die Zeiten des Secessionskrieges üben konnte.

Einen anderen Vorzug, der gleichfalls für die Besiedelung von Bedeutung ist, dürfen wir in der natürlich sehr wohlumgrenzten, zentrierten Lage des jungen Staates sehen. Im übrigen Nordamerika ist kein Staat so gut begrenzt. Sie sehen, daß wie im Umriß, so auch in der inneren Gliederung Nordamerika ein groß und schwer angelegtes Land ist, in dem die natürlichen Sonderungen eine viel geringere Rolle spielen als die Verknüpfungen und die Vermittlungen. Es ist dazu angelegt, ein einziges und einiges Land zu sein. Höchstens etwa Texas könnte jenseit der Felsengebirge einigen Anspruch auf Sonderexistenz machen.

Kalifornien, das außer dem Meer noch von einem vollständigen Gebirgsring eingeschlossen ist, steht auch in seinen stark ausgeprägten

Naturgrenzen ganz allein inmitten aller übrigen Teile der Union. Daß seine beiden Hauptflüsse, die ein so großes Stück des Landes zu einem einzigen großen Tale stempeln, mit gemeinsamer Mündung gerade ungefähr in der Mitte des Landes ins Meer treten, bekräftigt durch den dadurch ganz klar gegebenen natürlichen Mittelpunkt des Landes diese Zentrierung, und San Francisco, die Königin des Westens, hat nicht gesäumt, an diesem Punkte ihren Thron, eine neue Weltstadt, aufzuschlagen. Ich mache Sie ausdrücklich auf diesen Vorzug der Lage aufmerksam, die gleichfalls wie das Klima nicht ohne Bedeutung für die Besiedelung gewesen ist. Die Volkszahl Kaliforniens, welche schon bei der 1870er Zählung nahe an 600 000 betrug, würde nicht so rasch gewachsen sein ohne die zusammenhaltende Wirkung dieser Hochgebirgs- und Meeresschränken. Die absolute Grenzlosigkeit der Staaten im Osten und in der Mitte [147] birgt für den rastlosen Ansiedler immer einen Reiz zum Wandern. So verliert z. B. heute Missouri einen bedeutenden Teil seiner Bevölkerung an Kansas, Wisconsin und Jowa an Minnesota und Dakota, Kansas wieder an Colorado. Das befördert die Verbreitung der Bevölkerung, während im Gegenteil in Kalifornien die Verdichtung und damit die intensivere Kultur innerhalb seiner Grenzen befördert wird. Auch auf die Schaffung eines gewissen Grades von Heimatssinn und Lokalpatriotismus, der in den Plains eigentlich gar nicht aufkommen kann, wird diese abgeschlossene und einheitliche Gestaltung des Landes nicht ohne Wirkung sein, und die Kalifornier nehmen schon jetzt Anläufe, der ungeheueren Ein- und Gleichförmigkeit, der Prärie des Geistes, welche vom Atlantischen Meer bis zu den Felsengebirgen das Land bedeckt, eine Opposition zu machen, die ihre Berechtigung hat und nützlich werden kann.

Lassen Sie mich zum Schluß endlich noch auf einen anderen Vorzug der kalifornischen Natur zurückkommen, den ich keineswegs für den letzten halte, wenn ich seiner auch erst in letzter Reihe Erwähnung tun kann. Da der Mensch nicht vom Brot allein lebt, und besonders nicht in unserer arbeitvollen Zeit, welche in weiten Kreisen für geistige Arbeit auch geistige Erholung fordert, so wollen wir über dem Nutzen, den dieses Land seinen Bewohnern beut, sein Schönes und Großartiges nicht vergessen.

Kalifornien hat das Meer und das Hochgebirge nahe beisammen und zwischen beiden noch ein reizendes Mittelgebirge. Über das Meer ist hier nichts zu sagen; denn das bleibt ja unter allen Zonen die großartigste Naturerscheinung. Nur etwa, daß das Land fast überall mit diesem Mittelgebirg an dasselbe hintritt und daß dadurch formen- und farbenreiche süditalienische und griechische Uferlandschaften entstehen, ist vielleicht erwähnenswert. Aber im Hochgebirg, das in einzelnen Gipfeln unsere Alpen überragt, sprudelt ein Born von Naturschönheit und Erhabenheit, wie ihn kein europäisches Hochgebirg reicher bietet. Ich erinnere Sie an die Riesenwälder, welche dort die Abhänge und Täler von 4000 bis zu [148] 11 000 Fuß

bedecken und die als der schönste Ausdruck des Nadelwaldtypus anerkannt sind. Täler voll phantastischer Szenerien wie das Yosemite-tal und Riesen der Pflanzenwelt wie die Mammutbäume sind ganz einzige Eigentümlichkeiten dieses Gebirges. Im Norden haben Sie im schneebedeckten Mt. Shasta ein Vulkangebiet, das das des Ätna an Großartigkeit der wilden Szenerien übertrifft. Wir gewinnen im Anschauen dieser Natur die Überzeugung, daß es den Bewohnern Kaliforniens nicht an dem kräftigsten Gesundbrunnen fehlt, aus dem sie Lebenskraft und Lebenslust und auch ein bißchen Poesie, wenns not tut, sich erwerben können, und diese Überzeugung trägt auch einiges dazu bei, uns gute Hoffnungen für die Zukunft dieses neuen Kulturgebietes am Stillen Meere hegen zu lassen.

[139] **Zur Einleitung** [in die allgemeinen Verhältnisse
Münchens in naturwissenschaftlicher und medizinischer
Beziehung].

Von Prof. Dr. **F. Ratzel.**

*München in naturwissenschaftlicher und medizinischer Beziehung. Führer für
die Teilnehmer der 50. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte. Leipzig
und München, 1877. Zweiter Teil. S. 139—146.*

[Ausgegeben im Juli 1877.]

Unsere Stadt hat eine Lage, die nicht für sich selber spricht und über die man daher viel Mißverständliches hören muß; weil sie sich bei der ersten Betrachtung weder als sehr wichtig noch als sehr schön erweist, wird sie getadelt. Wir, die hier leben und mit Stadt und Umgebung uns im Lauf der Jahre bekannt gemacht haben, hören es natürlich nicht gern, wenn Urteile über sie gefällt werden, welche uns ungerecht zu sein scheinen. Noch weniger möchten wir solche bei unseren Gästen bestehen lassen und wollen daher, im Bewußtsein ihnen einen Dienst zu erweisen, nichts sparen, um ihnen die Dinge so zu schildern, wie sie sind. Münchens Innere, seine Kunstschatze, seine Bauten, sein in manchen Beziehungen noch immer sehr originelles und anziehendes Leben kennt bald jeder, sei es vom Selbstsehen oder vom Hörensagen her. Aber wir vermuten, daß unter den Fach- und Strebensgenossen, die uns zu dieser 50. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte mit ihrer Gegenwart erfreuen, manche sich finden werden, denen ein Ausblick auf Schnee und Fels der Alpen nicht weniger am Herzen liegt als die Versenkung in den Marmor antiker Kunstwerke, und denen eine wirkliche Landschaft mindestens so viel Augentrost gewährt wie ein Ruysdael oder Rottmann. Da es Naturforscher sind, die wir begrüßen werden, wollten wir nicht versäumen, sie in die Natur einzuführen, in der oder unter deren [140] Einflüssen wir hier leben, und sie mit derselben so weit bekannt zu machen, wie es ohne übermäßiges Eingehen in fachliches Einzelwerk möglich sein kann. Es hat noch niemand gereut, irgend einen Fleck Erde genauer kennen gelernt zu haben, als es bei flüchtiger Betrachtung möglich ist, und wir hoffen, in

den folgenden Aufsätzen zu zeigen, daß München und die Münchener Gegend einiges bietet, was neben den alltäglich bewunderten »Sehenswürdigkeiten« zu beachten und betrachten sich lohnen dürfte.

Dem Wanderer, der aus den deutschen Alpen dem Norden zuschreitet, hemmt den Abstieg eine breite Schwelle, welche dem Fuße des Gebirges vorgelagert ist und dessen Abfall zur Tiefebene verlangsamt. Während nach Süden hin das Alpengebirge so tief abfällt, daß der Grund der Seen, die dort an seinem Fuße liegen, sogar unter den Spiegel des Adriatischen Meeres reicht, geht hier im Norden die steile Linie des Gebirgsabfalles schon bei 700 m Meereshöhe in eine so sanfte Schräge über, daß das Auge den Eindruck der Ebene empfängt, und zwar einer Ebene, die auch ohne den Kontrast mit der Schroffheit des Gebirges sich als eine wenig vermittelte und wenig unterbrochene darstellen würde. So ist der Nordfuß des Gebirges im Vergleich zum südlichen gewissermaßen verkürzt. Die Ebene, die ihn dort nahe beim Meeresniveau erwartet, ist hier um Bergeshöhe ihm entgegengehoben; daher haben wir dort Tief- und hier Hochebene. Man übersieht nicht, daß hier im Norden das Gebirge seinen Abfall noch nicht vollendet hat, wo ihm schon die Ebene in dieser Gestalt entgegentritt; denn seine Erscheinungen und Wirkungen pflanzen sich viel weiter über diese hin, als es in der Tiefebene möglich wäre. Das rasche Fließen, welches der Isar noch in Moosburg, dem Lech noch in Augsburg eigen, läßt diesen Flüssen soviel vom Gebirgscharakter, daß man [141] an ihren von breiten Kieselbetten eingerahmten Ufern, angesichts ihrer grüngrauen Wasser, ihres starken und raschen Wellenschlags sich ohne weiteres ins Gebirge versetzt fühlt. Es sind nicht milde Tieflandtäler wie das der Etsch oder des Oglio, die hier aus dem Gebirgsinnern nach den angrenzenden Ebenen hinausführen, sondern echte Gebirgstäler. Wo die Isar bei Tölz in die Ebene eintritt, läßt sie das Gebirge unmittelbar hinter sich. Die Gebirgsgruppen des Isarwinkels und der Mangfall treten hart an die Ebene heran, von der nur ein Hügelland sie trennt, das man in drei Wegstunden durchschreitet. Wenn man in München selbst an irgend einem abgeschlossenen Winkel des Isarufers, wo man vom städtischen Geräusch gesondert ist, etwa bei den Floßländern zwischen der Ludwigs- und der Maximiliansbrücke, sich angesichts dieses Gebirgsflusses ins Gebirge versetzt denken kann, so genügt ein Blick nach Süden, wo an hellen Abenden dasselbe in anscheinend so höchst leicht erreichbarer Nähe auftaucht, um sich zu sagen, daß dieses Gefühl kein ganz unbegründetes sei, da man hier so wenig der engeren Wirkungssphäre wie dem Gesichtskreis des Gebirges entrückt ist.

Wer sich in solcher Gebirgsnähe eine einförmige Ebene erwartet, wie das norddeutsche Tiefland, ist im Irrtum. Solche reißenden Gewässer, die ihrem Ursprung noch so nahe sind, gehen auch über das flachste Land nicht hin, ohne ihm tiefe Züge einzugraben. Sie lassen keine Einförmigkeit zu. Es gibt einzelne Striche, deren föhrenbe-

wachsener Sandboden, deren Heiden und Moore (bei den Bayern Moose genannt) ein armes, farbloses Bild gewähren; aber nicht sobald rauscht ein Bach daher, so sind Formen und Farben hereingezaubert, die man nicht vermutete, und man steht immer wieder freudig überrascht vor Bildern, wie sie das Isartal oberhalb Münchens, das Würmtal bei Starnberg, das Kiental bei Andechs, das [142] Gleißental bei Deisenhofen, kurz gesagt jeder Bach der Hochebene auf irgend einer Strecke seines Laufes bietet. Da fallen Wände aus Kies und Nagelfluh ein paar hundert Fuß steil ab, und zwischen ihnen fließt auf breiter Talsohle, bald mit dichtem Weiden- und Erlengebüsch bewachsen, bald von Kiesbänken eingeengt, das rasche Wasser, das grüngrau im Ganzen, aber leuchtend beryll- und smaragdgrün an allen Punkten ist, wo es im Abfluss gehemmt war und wo der in ihm schwebende Schlamm sich niederzuschlagen vermochte. Die Ufergehänge fallen oft in Terrassen ab, die ein kleines Hügelland in das Tal hineinzaubern, und im heiteren Kontraste zu den vorwaltenden Föhren der flacheren Teile der Hochebene leuchten sie vom lichten Grün dichter Buchenwälder. Auch die schönen Ahorne der Vorberge steigen in diesen Tälern weiter herab als auf der Hochebene, und zahlreichen kleineren Gewächsen, selbst alpinen, ist in ihnen der Weg gewiesen, auf dem sie weiter als sonst irgendwo ins flache Land und stellenweise sogar bis ins Donautal hinab vordringen. Alpentiere sogar sind manchmal auf diesem Weg bis gegen München herabgewandert. Solche Täler sind in ihrer Abgeschlossenheit und Eigenartigkeit wie eine fremde Welt in die Hochebene versenkt. Reiche Quellen von Naturgenuß treten in ihnen zutage. Es ist nicht begreiflich, wie man sie vergessen kann, wenn man von der Landschaft unserer Hochebene spricht, da sie ein so großer und eigentümlicher Vorzug derselben sind.

Nicht gleich unmittelbar, sondern mehr in erdgeschichtlichem Sinne abhängig vom Gebirge ist der Schmuck der Seen, der den meisten Hochebenenlandschaften, der unseren aber in hervorragendem Maße eigen ist. Außer Starnberger und Ammer-See haben wir einige Meilen südlich von München eine große Anzahl kleinerer Seen, die zum Teil zu völligen Netzen im flachen Moorboden [143] durch ihre Abflußbäche verbunden sind. Bald sind ihre Ufer flache, bald wellige, bald hochgebuckelte, hügelige Rahmen; aber unter allen Formen weben sie etwas von Ruhe und Klarheit in die Landschaft, das befreiend aus der Ungleichartigkeit der Formen des festen Bodens und dessen, was er trägt, hervortritt. Wir wollen auch die Poesie der Moore nicht vergessen, die zwar von anspruchsvollen Leuten für eine etwas ärmliche Art gehalten wird, der aber keiner sich entzieht, der etwa an einem hellen Sommertag die breiten, menschenleeren Hochmoore zwischen Eurasburg und Seeshaupt überschreitet. Es ist auch wieder eine eigene Welt, die, mit genügsamem Auge betrachtet, manches Unerwartete eröffnet. Wir laden niemand ein, sich an Wollgras oder Drosera satt zu sehen, wiewohl es ein Glück ist, wenn man es kann; aber die Gnomen-

formen der Föhren, die hier im armen Boden und auf ungeschützter Fläche, seltsam narbenvoll gewunden [und] verbogen sich erheben, sind für jedermann sehenswert, und die menschenferne Einsamkeit der Moore birgt Anregung zu süß-schaurigen Stimmungen. Kündet noch ein langgezogener rasiger Erdbuckel, unter dem sich Moränenschutt birgt, oder ein kantiger Irrblock Spuren eiszeitlicher Gletscher, wie sie auf unseren Ebenen bis gegen München hin weitverbreitet sind, so fehlt es gewiß in dieser Öde nicht an Stoff zum Nachdenken, und den weit schweifenden Gedanken, die da auftauchen, bildet das leise träumerische Fließen der Moorbäche die harmonischste Begleitung.

Dasselbe Gebirge, das anmutige Zeugen seines Reichtumes und seiner Schönheit herabsendet, macht sich über die eigentliche Hochebene hin in größeren, rauheren Zügen geltend. Das wechselvolle Klima Münchens ist zum Teil der Nähe dieses großen Faktors in der Witterung Süddeutschlands zuzuschreiben; die großen Unterschiede zwischen Tag- und Abendtemperatur, die [144] unsere Lebens- und Kleidweise selbst im Hochsommer zu einer sehr vorsichtigen machen, die Größe des Abstandes der Kälte- und Wärmeeextreme eines Jahres (bei $7,3^{\circ}\text{C}$ Mittelwärme $20,3^{\circ}\text{C}$ Unterschied der Mittelwärme des wärmsten und [des] kältesten Monats), die rasch eintretenden Wechsel des Wetters, der fast verschwindende, immer späte und kurze Frühling sind Besonderheiten, die wir unserer hohen Lage, der Nähe des Gebirges und dem Umstande danken, daß deren Wirkungen auf der Hochebene den weitest möglichen Spielraum finden, um sich zur Geltung zu bringen. Von unserer halben Gebirgsangehörigkeit haben wir aber auch den Vorteil der reinen, frischen Luft, die an den robusten, schweren Körpern und den roten Gesichtern unserer Landbevölkerung nicht ganz unschuldig sein wird und die gewiß auch auf die städtische Bevölkerung nicht ohne gesundheitsfördernde Wirkung bleiben könnte, wenn nicht gewisse schädliche Lebensgewohnheiten derselben entgegenständen. Dagegen ist als ein entschiedener Nachteil unserer Lage die Beschränkung zu verzeichnen, welche dieselbe dem Ackerbau auferlegt. Gerade die Umgebungen von München sind, wie weiter unten nachgewiesen wird, hinsichtlich der feineren Zweige des Ackerbaues wenig begünstigt; Wein wird nicht gebaut, Obst und Gemüse in unzulänglicher Menge. Man findet hier auch nicht die günstigen Bedingungen für den Getreidebau, wie in anderen Bezirken der Hochebene und besonders in jener Kornkammer Bayerns zwischen Regensburg, Straubing und Innmündung. Es ist für Münchens soziale Entwicklung nicht bedeutungslos, daß seine Umgebungen nicht zu den reichsten des Bayernlandes gehören.

München selbst liegt auf dieser Hochebene auf einer natürlichen Grenzlinie. Geht man von ihm nach Süden, so tritt man sofort in den Wirkungsbereich des Gebirges ein, während gegen Norden hin die Hochebene [145] sozusagen selbständiger wird, ihr Wesen freier ausprägt, indem sie als schiefe Fläche mählich zur Donau hinabsinkt. Östlich

und westlich liegen ziemlich gleichweit von München die Alpenausläufer Oberösterreichs und der Schwäbische Jura; die Alpen schließen im Süden und die Donau mit dem Fränkischen Jura und Bayerischen Wald, die an ihr jenseitiges Ufer herantreten, im Norden die Hochebene ab, die dergestalt ein natürlich umgrenztes Ganze bildet. Solche natürlichen, geographischen Einheiten neigen dazu, auch politische Einheiten zu sein, und ihre Zusammenschließung prägt sich dann in der Entwicklung einer Hauptstadt aus, die zum politischen und sozialen Mittelpunkt des Landes wird. München ist diese Hauptstadt und ist als solche vortrefflich gelegen. Es liegt dem geographischen Mittelpunkt der schwäbisch-bayerischen Hochebene so nahe, wie man es von einem Orte erwarten kann, dessen Lage nicht weitschauende Erwägungen, sondern die zufällige Richtung sekundärer Verkehrswege bestimmt hat. Wie Augsburg am Zusammentreffen der für den Verkehr Deutschlands und Italiens hochwichtigen Rednitz- und Lechstraßen ganz natürlich zur Hauptstadt des Handels und Verkehrs in diesem Gebiete wurde, so erweist München durch seine Mittelpunktslage die Berechtigung, politische Hauptstadt zu sein. Es ist keine leichte Aufgabe, Völker des Gebirges und Ebenenvölker zu einem politischen Ganzen zusammenzuhalten, und am wenigsten konnte es das in früheren, verkehrsarmen Jahrhunderten sein; aber die Aufgabe verlor etwas von ihrer Schwierigkeit an einem nach beiden Seiten hin so günstig gelegenen Orte wie München. Dieser Vorteil hat, wie die rasche Entwicklung unserer Stadt beweist, den Mangel anderer natürlichen Vorzüge, die wir großen Städten wünschen möchten: die Umgehung Münchens durch die natürlichen Verkehrsrichtungen, die Entfernung von der schiffbaren [146] Verkehrsader Südostdeutschlands, die wirtschaftlich ungünstige Beschaffenheit seiner Umgebung aufgewogen. Seitdem die bayerische Hauptstadt zum Mittelpunkt von acht hier zusammenstrahlenden größeren Eisenbahnlinien und der Kreuzungspunkt zweier Weltverkehrslinien (Paris-Wien, Berlin-Rom) geworden ist, ruht ihre Größe an sicheren Ankern. Sie ist heute schon keine bayerische Stadt mehr in dem engen Sinn, wie sie es noch vor 50 Jahren gewesen; denn wie ihre Bevölkerung durch immer wachsenden Zuzug zu einem Extrakt der bayerischen, schwäbischen und fränkischen Stämme wird, welche zwischen Main und Alpen, zwischen Württemberg und Böhmen wohnen, so ist sie auch ihrer Bedeutung nach auf dem Wege, mehr und mehr eine deutsche Hauptstadt zu werden. Wenn dem Fremden, der heute in ihren Burgfrieden eintritt, dann und wann Züge aufstoßen, die in mancher Beziehung an unsere österreichischen Stammesbrüder erinnern, oder wenn er transalpine Einflüsse in Kunstpflege und Kunstsinn, vielleicht auch manchmal in der hier heimischen Auffassung des Lebens und der Arbeit findet, so wird er nicht fehlgehen, wenn er in ihnen Zeugnisse für eine wichtige Vermittelungsstelle zu erkennen glaubt, welche unserer Stadt als einem eigentümlich gebildeten und gelagerten Organ des großen Volksorganismus der Deutschen zukommt.

Die Physiognomie des Mondes.¹⁾

Die Gegenwart. Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.
Herausgeg. von Paul Lindau. Sechzehnter Band, Nr. 34. Berlin (23. August)
 1879. S. 124—126.

[Abgesandt am 18. Juli 1879.]

Wie hell auch die reine Wahrheit der Wissenschaft strahlt, sie stellt das Phantasiegebilde der Hypothese, der Vermutung, sogar der Ahnung, welches erst nach vielen Verwandlungen ihr nahe zu kommen hofft, nicht so rücksichtslos in den Schatten, wie diejenigen glauben, deren grobnervigem, von massivem Wissensdrang erfülltem Geist nur die festgestellten, unzweifelhaften Tatsachen imponieren. Die Wahrheit ist der Schmetterling, den alle bewundern können; in der Raupe aber das zu sehen, was einmal aus ihr werden wird oder könnte, ist nicht so vielen beschieden. Doch sind es nicht die schlechtesten Naturen, die sich mit Teilnahme dem noch Verhüllten, dem erst Werdenden zuwenden, und wir haben Lessings Wort dafür, daß oft die Art, wie man hinter eine Sache gekommen, ebenso lehrreich ist als die Sache selbst. »Man muß auch in der Gelehrtenwelt hübsch leben und leben lassen. Was uns nicht dient, dient einem anderen. Was wir weder für wichtig noch für anmutig halten, hält ein anderer dafür. Vieles für klein und unerheblich erklären, heißt öfter die Schwäche seines Gesichtes bekennen, als den Wert der Dinge schätzen.« Es gibt eben auch ein menschliches Interesse an der Wissenschaft, und selbst die Irrtümer haben vor einem weitschauenden Geiste den Wert, daß sie eben Irrtümer des menschlichen Geistes sind. Oft wird dieses Interesse dem dichterischen verwandt sein, und eine Gedankenreihe ahnender Art, die an irgend welches Ding anknüpft, das aus anderem Gesichtspunkte betrachtet auch Gegenstand der Wissenschaft sein kann, ist uns unter Umständen menschlich näher, bietet unsrem Geiste bessere Nahrung als eine streng wissenschaftliche

¹⁾ Die Physiognomie des Mondes. Versuch einer neuen Deutung im Anschluß an die Arbeiten von Mädler, Nasmyth und Carpenter von Asterios. Nördlingen 1879, C. H. Becks Verlag.

Schlußfolgerung. Gegenwärtig ist man noch zu sehr im Entdecken und Erfinden begriffen, um diesen Wert ganz zu schätzen. Die meisten Wissenschaften sind zu jung, um mit genügender Ruhe auf die Entwicklung ihrer Wahrheiten aus ganzen und halben Irrtümern zurückblicken zu können. Das ist ganz natürlich. Man wird erst in einem gewissen Alter retrospektiv aus Neigung; aber man soll es keinem verwehren, über seinen Rücken weg einmal nach dem Tale zurückzublicken, aus dem er nach der reinen Sonnenhöhe hinaufstrebt. Die Gipfel sind hell, aber meistens auch kalt und kahl; die Klarheit des Umblickes, den sie gewähren, ist erstrebenswert, aber wohnlich sind sie nicht. Der Nebel der Täler mag uns manchmal drücken, so lang wir im Tale wohnen; aber was er verhüllt, steht unserem Herzen näher als diese kalten Felsenhöhen.

Vielleicht führen die Betrachtungen, die in diesem Hefte hier ein Freund des nächtlichen Gestirnes, des sagenumwobenen Mondes, über die Physiognomie des Lieblings der Dichter und Träumer anstellt, nicht in solche hohen Regionen, vielleicht bleiben sie sogar weit darunter und werden von der Zukunft höchstens unter die Phantasien gerechnet, die von ältesten Zeiten her das Sternengitter des Himmels umranken. Ich sage vielleicht. Einstweilen darf die Idee, die hier vertreten ist, sich jedenfalls mit einem gewissen Recht auf Beachtung auch an die wissenschaftlichsten Kreise wenden. Sie ist erstens aus guter und alter Familie und steht des weiteren auch ohne das fest genug auf ihren Füßen. Die Frage, welche offen bleiben muß, ist nur die nach der Länge des Weges, den sie in diesen Kreisen wird zurücklegen können; denn das offene Wort der Volksweisheit von den kurzen Beinen, welche die Lügen haben, findet auch sehr ausgedehnte Anwendung auf ungenügende wissenschaftliche Hypothesen. Allerdings sind dieselben aber darum noch nicht für tot zu erklären, wenn sie auch in dieser hindernisreichen Bahn der wissenschaftlichen Wettläufe sich müd gelaufen haben. Ihre Kraft genügt dann immer noch vollauf, um auf anderen Gebieten sogar stolz auftreten zu können, und die literarischen Totengräber mögen nicht glauben, daß die Stiche ihrer Federn immer definitive Todeswunden beibringen. Man hat es erlebt, daß rite Totgemachte nach einiger Zeit wieder auferstanden, von neuem in die Bahn getreten und mit Glanz sieggekrönt worden sind.

Was die Abstammung des Gedankens betrifft, welcher über des Mondes Angesicht hier vorgetragen und ausgearbeitet ist, so kann eine würdigere nicht leicht gedacht werden. Er ist entfernt verwandt, dort wo er Mond und Erde in Vergleich zu einander setzt, mit Ideen, die mit dem Stempel Kants und A. v. Humboldts gezeichnet sind, und seine Nächstangehörigen finden sich unter den Betrachtungen, welche hervorragende physikalische Denker der Neuzeit über die Wirkungen der Meteoriten auf andere Himmelskörper angestellt haben, mit denen dieselben in ihrem Laufe durch den Weltraum in Berührung kommen oder, mit anderen Worten, auf die sie herabstürzen müssen.

Die größere Beachtung der Meteoriten und größere Wirkungen, die man ihnen zuschreibt, charakterisieren ja entschieden die neuere kosmische Physik. Vielbesprochen ist die Ansicht des genialen Robert Mayer, daß die Wärme der Sonne genährt werde durch die in Wärme umgesetzte Stoßbewegung der Meteoriten, die in diesen mächtig anziehenden Körper beständig gleichsam hineinprasseln müssen. J. Thomson hat nach anderer Richtung sich über die Wirkungen der aufeinander treffenden Weltkörper ausgelassen; aber leider durch eine kaum ernst zu nehmende Bemerkung über Keime unserer organischen Schöpfung, die auf diese Art aus dem Weltraum unserem Planeten angefliegen sein könnten, den Eindruck seiner übrigen Vermutungen sehr stark abgeschwächt. Proctor hat gewisse kleinen Eindrücke der Mondoberfläche von herabgestürzten Meteoriten abgeleitet. Kant und A. v. Humboldt sind beide mit den Anschauungen der meisten von ihren astronomischen und geologischen Zeitgenossen über die Natur der Mondoberfläche nicht einverstanden gewesen. Sie sind indessen in dieser Beziehung nur Vertreter einer ganzen Gruppe von Forschern, zu denen eigentlich selbst die vorzüglichsten älteren Mondkenner wie Mädler u. a. gehören. Diese alle kamen nicht so leicht über die Schwierigkeiten weg, welche jede von irdischen Verhältnissen ausgehende Erklärung der Verhältnisse der Mondoberfläche in dem Unterschiede begegnet, der die Grundformen der Erd- und Mondoberfläche weit voneinander trennt.

Das eigentliche Problem der Selenologie liegt in den mannigfaltigen runden Vertiefungen und Umwallungen der Mondoberfläche, welche man noch lange nicht erklärt hat, wenn man sie auch mit noch so großer Bestimmtheit als »Krater« bezeichnet. Diese mit bald niedrigen, bald hochgebirgshaften Wällen umschlossenen Ebenen und Einsenkungen schwanken an Größe zwischen Durchmessern von 30 geographischen Meilen und einigen 100 Metern, und ihre Zahl ist gewaltig groß; sie kann ohne Berücksichtigung derjenigen, welche man wegen ihrer geringen Größe nicht erkennen kann, auf 100 000 geschätzt werden. Will man, der landläufigen Ansicht folgend, annehmen, daß dies alles Vulkankrater, überhaupt Gebilde vulkanischer Natur seien, so sieht man beim Vergleich zwischen Erde und Mond sogleich ein, daß die Parallelisierung mit den entsprechenden Gebilden unserer Erdoberfläche immer nur sehr bedingt sein könnte. Denn auf der Erde gibt es keinen Vulkankrater von mehr als zwei Fünftel geographischen Meilen Durchmesser (diese Größe erreicht allein der Mauna Loa auf den Hawaiischen Inseln), und die Zahl der Vulkane auf der ganzen Erdoberfläche, die 13 mal so groß ist wie die des Mondes, ist nicht mehr als wenige Tausend, und dabei zählen doch sogar noch die kleinen mit. Zählt man auch selbst alle kleinsten Schlünde, die mit den größeren Vulkanen vergesellschaftet sind, so würden auf dem Mond doch noch immer viel mehr sich befinden. Tatsächlich bedecken sie die Mondoberfläche in einer Ausdehnung, mit welcher verglichen die

Verbreitung der Vulkane auf der Erdoberfläche ganz unbedeutend ist. Kant bestritt schon 1785 mit größtenteils noch heute gültigen Gründen die sogenannte vulkanische Theorie der Mondoberfläche: »Die Krater auf der Erde sind so klein, daß sie vom Monde aus nicht gesehen werden können. Jene großen Gebirgszüge, [125] von denen die Rundflächen umfassen sind, haben vielmehr eine treffende Ähnlichkeit mit kreisförmigen Zügen unvulkanischer Gebirge oder Landrücken auf unserer Erde. Diese umfassen ganze Länder und würden vom Monde aus ähnlich wie jene Flecken erscheinen. Tycho hat 30 Meilen im Durchmesser und könnte mit dem Königreich Böhmen, Clavius an Größe mit dem Markgratentum Mähren verglichen werden. Auch diese Länder sind kraterähnlich von Gebirgen eingefaßt, von welchen ebenso wie von dem Tycho sich Bergketten gleichsam im Sterne verbreiten. Diese sind nicht vulkanischen Ursprungs, so auch die entsprechenden Gebilde auf dem Monde nicht.« A. v. Humboldt scheint an diese Bemerkung anzuknüpfen, wenn er in der Einleitung zum ersten Bande seines »Zentral-Asien« von der aralo-kaspischen Niederung sagt: »Diese Konkavität der alten Welt ist, unter einem geologischen Gesichtspunkte betrachtet, ein Kraterland, wie Clavius, Schikard, Boussingault und Ptolemäus auf der Mondoberfläche, welche bis 43 Meilen im Durchmesser haben und eher mit Böhmen als mit den Abhängen und Kratern unserer Vulkane zu vergleichen sind.«

Andere Einwürfe gegen die Annahme, daß die Oberflächen-gestaltung des Mondes vulkanischen Eruptionen ihre Eigentümlichkeiten verdanke, beziehen sich auf die anerkannte Abwesenheit von Wasser an der Mondoberfläche. Das Wasser spielt eine Hauptrolle in allen vulkanischen Eruptionen auf der Erde, und es ist nicht denkbar, wie eine irgendwie bedeutende Tätigkeit dieser Art ohne die treibende, hebende und schleudernde Wirkung gespannter Wasserdämpfe zu erklären sei. Will man die treibende Kraft in Gasen suchen, so fehlt ebenso fast sicher auch die Atmosphäre, und für diesen Mangel würde man uns nicht die etwas billige Erklärung vorsetzen können, mit der einige Mondkundigen die Abwesenheit des Wassers deuten wollen. Dieselben behaupten nämlich, daß das Wasser sich in das Innere des Mondes zurückgezogen habe, nachdem es früher an der Gestaltung der Oberfläche desselben Teil genommen. Die Hypothese ist zu weit hergeholt, selbst für einen so hypothetischen Körper wie den Mond zu schwach fundiert. Daß die rings um die Krater aufgeworfenen Massen dem Tiefraum, den sie umgeben, an Größe so wenig entsprechen, ist ein weiterer Grund, der gegen ihre Entstehung durch Auswurf (Eruption) spricht. Die Ebenen, welche den Grund der sogenannten Mondkrater einnehmen, liegen unter dem umgebenden Niveau — bei unseren Erdkratern sind sie bekanntlich fast immer auf oder an Erhöhungen des Bodens gelegen. Das sind minder gewichtige Gründe gegen die eruptive Natur der Mondkrater; aber sie sind nicht gewichtslos im Verein mit den übrigen. Zur Not kann man ganz besondere

Eruptionerscheinungen sich denken, welche sogar diesen Eigentümlichkeiten der Mondoberfläche unterzulegen wären. Und in der Tat beruhen die Anschauungen der Mehrzahl unserer heutigen Mondkundigen auf einer eigens für diese Verhältnisse adaptierten Eruptionslehre, die freilich mit der Lehre von den irdischen Vulkaneruptionen nichts anderes als den Namen gemein hat.

Eine neue Hypothese für diese seltsamen Verhältnisse braucht in diesem Zustande des Schwankens gewiß nicht erst ihre Berechtigung nachzuweisen. Asterios, indem er uns eine solche bietet, stellt sich auf einen Standpunkt, der dem der Eruption entgegengesetzt ist. Weites Auseinandergehen der Erklärungsversuche ist natürlich bei so großer Unvollkommenheit unserer Kenntnis von der Sache, die erklärt werden soll. Asterios' Standpunkt ist der der Irruption. Ihm haben vom Weltraum hereinregnende Meteoriten die Löcher in die Mondoberfläche geschlagen, die wir als kreisförmige Vertiefungen daselbst finden, und die Verschiedenheiten derselben erklären sich teils aus den Abweichungen in der Größe und der Flugrichtung dieser kosmischen Projektile, teils aus den verschiedenen Bildungsepochen, die die Mondoberfläche während der Zeit durchlief, in der sie diesen von außen her kommenden Wirkungen ausgesetzt war. Nimmt man an, daß sie auf der ersten Stufe, auf der wir uns den Mond als besonderen Weltkörper vorzustellen vermögen, in flüssigem Zustande sich befand, so wird man begreifen, daß hereinstürzende fremde Körper sich auflösen mußten. Die Vermehrung der Masse dieser Satelliten war dann der ganze Effekt. War dagegen die Randschicht der Kugel bereits in einen zähartigen Zustand übergegangen, so schlug ein hereinstürzender Körper ein Loch in die Schale und die herausdringende flüssige Masse wallte weithin über, schmolz die Ränder des Loches, und es blieb wohl eine äußerste Ringwelle erstarrt stehen, ähnlich wie wenn ein fester Körper in einen sehr zähen Schlamm geworfen wird. Die sogenannten Wallebenen des Mondes, weite einförmige Ebenen mit abgeflachter, verhältnismäßig niederer Umwallung, würden am natürlichsten als auf solche Weise entstanden anzusehen sein. War die Erstarrungsschale härter geworden, so konnten die Ankömmlinge aus dem Weltraum wohl immer noch Gruben einschlagen; aber sie versanken weder immer in die Tiefe des flüssigen Erdinnern, noch quoll dieses in jedem Falle aus der Öffnung über. Im Gegenteil zerschmetterte der fremde Körper auf der harten Schale, und seine Trümmer bildeten zusammen mit dem herausgeworfenen Schutt jene hohen Wälle, die die hohen Ringgebirge bilden. Ist der Grund in der Tiefe eines solchen Ringgebirges flach und glatt, so kann man glauben, daß der Stoß hinreichte, um einen Teil des flüssigen Innern hervortreten zu lassen; ist sie muldenförmig, so erkennt man daran den Eindruck des sich einwühlenden Körpers, und diese Deutung ist um so wahrscheinlicher, als in der Regel solche Mulden unter dem Niveau ihrer Umgebung liegen; ist sie endlich mit einer Hervorragung,

bald bergartig scharf, bald nur aufgewölbt, in der Mitte versehen, so kann darin ein Rest des umhergeschleuderten und im Ringgebirge noch zum Teile aufgehäuften Sturzkörpers erhalten sein. Aber diese Trümmer wurden manchmal auch weit umhergeschleudert und bilden dann die wie Adern von dem Ringgebirge ausstrahlenden, erhöhten Streifen. Dort wo Myriaden von kleinen Vertiefungen der Mondoberfläche ein narbenvolles Ansehen verleihen, haben wir die Verwüstungen eines »kosmischen Hagelwetters« vor uns. Die Geschosse unserer modernen Riesengeschütze mögen, wo sie einschlagen, den Boden zu ähnlichen schuttumrandeten Mulden aufwühlen. Diese Erklärung liegt gerade für die kleineren Gruben so nahe, daß sie schon einige Jahre vor Asterios von dem bekannten Astronomen Proctor aufgestellt worden ist. Asterios erklärt auch die sogenannten Lichtstreifen, die von einigen als Lavaströme, von anderen als von innen her verursachte Sprünge angesprochen wurden, als strahlenförmig weggeschleuderte Trümmer kosmischer Massen, die hereinstürzten. Endlich gibt er auch für jene dunkeln Flächen, die als sogenannte Meere, Seen und Sümpfe fast zwei Fünftel der uns zugewandten Mondoberfläche bedecken, eine Erklärung im Zusammenhang mit seinem Grundgedanken. Es sind ihm erstarrte Überschwemmungen der auf von außen erhaltene, mächtige Stöße hin aus dem Mondinnern herausgetretenen, flüssigen Gesteinsmassen, die man nach irdischer Analogie auch Laven nennen kann.

Wir folgen nicht unserem ebenso phantasiereichen wie konsequent fortschreitenden Asterios in die Anwendungen, die er von seiner bedeutsamen Idee auf die Erdoberfläche macht. Er knüpft an Tatsachen an, wie sie von Kant und A. v. Humboldt in Analogie der Formverhältnisse an der Mondoberfläche hervorgehoben worden sind. Erfreulich ist in unserer hypothesenseligen Zeit die Mäßigung, mit der er diese Anwendung macht. Er fühlt offenbar, daß die konsequente Durchführung eines Bildungsgedankens leichter ist gegenüber den nur in den größten Zügen vor unserem bewaffneten Auge auftauchenden Verhältnissen des Himmelskörpers, als angesichts der unendlich verschlungenen, einander unzählige Male durchkreuzenden Erscheinungen an der Erdoberfläche. »Unsere Hypothese«, sagt er, »ist nicht so zu verstehen, als trete sie in Gegensatz zur Kontraktionslehre. Im Gegenteil. Diese wird in ihrer Bedeutung anerkannt. Sie ist und bleibt die Voraussetzung für das richtige Verständnis der meisten Erscheinungen. Es wird ihr nur eine Ergänzung zu teil, indem als Grund des Einsinkens nicht ausschließlich die Schwere und Spannung der Decke und die Lückenhaftigkeit des Unterbaues angesehen wird. Es kam in manchen Fällen ein Stoß von oben hinzu und führte die Entscheidung herbei. Der Sturz eines kosmischen Körpers gab [126] der einsinkenden Scholle ihre rundliche Gestalt und verlieh der tangentialen Kraft ihre Heftigkeit. So mochten neue Gebirge in der beschriebenen Gestalt entstehen. So mochten schon vorhandene Bergketten, die einer ein-

maligen spontanen Hebung und Senkung ihren Ursprung verdanken, eine Verschiebung erleiden mit allen den seltsamen Folgen, welche die neuere Forschung insbesondere an den Alpen nachgewiesen hat.«

Wir überlassen es dem Leser, diesen Gedankenreihen in dem Büchlein selbst, das, beiläufig gesagt, vortrefflich geschrieben ist, näher zu folgen. Auch wollen wir nicht durch breite Darlegung der Einwürfe, denen diese Irruptionslehre offen steht, diese kurze Anzeige zu einem Streitartikel zuschärfen. Wir begnügen uns, an die Schwierigkeiten zu erinnern, die in der Annahme liegen, daß ein so kleiner Weltkörper wie der Mond, solche Massen von kleineren Weltkörpern an sich gezogen haben soll; an den Mangel von Kugelbruchstücken, die von der Zertrümmerung runder Weltkörper her übrig sein müßten; an das verhältnismäßig seltene Vorkommen von älteren Eindrücken, die durch neuere halb verwischt oder durchkreuzt sind; an die für Irruptionsklüfte fast zu große Regelmäßigkeit der mannigfaltigen Ringgebilde; endlich an die Schwierigkeit, für die anderen Weltkörper, und vor allem die Erde, entsprechende Gebilde nachzuweisen.

Franz Einsiedel.

[338] Historische Notiz zu dem Begriff „Mittelmeer“.

Von Prof. Dr. **Fr. Ratzel.**

*Dr. A. Petermanns Mitteilungen aus Justus Perthes' Geographischer Anstalt.
Herausgegeben von Dr. E. Behm. 26. Band, 1880. Gotha. Heft IX,
S. 338—340.*

[Abgesandt am 18. Juli 1880.]

Sicherlich hat Alexander v. Humboldt wieder einmal einen fruchtbaren Gedanken in ein einzelnes Schlagwort gekleidet, wenn er von einem »Amerikanischen Mittelmeer« spricht, »einem Mittelmeer mit mehreren Ausgängen«. Diesen Satz liest man in der dankenswerten Arbeit, welche Dr. Otto Krümmel vor kurzem unter dem Titel »Versuch einer vergleichenden Morphologie der Meeresräume« (Leipzig, 1879) veröffentlicht hat. Er steht dort auf S. 27. Ferner liest man auf S. 25 »Das Caribisch-Mexikanische Meer, welches A. v. Humboldt das Amerikanische Mittelmeer genannt hat«. Als Quelle für jenen Ausspruch gibt Krümmel die »Relation historique«, T. II, p. 5 (Paris, 1819) an, wo A. v. Humboldt gelegentlich des Erdbebens von Carácas erwähnt, daß sowohl Venezuela als [auch] Louisiana »demselben Becken, dem des Antillenmeeres« angehören. »Dieses Mittelmeer«, heißt es dort, »hat mehrere Ausgänge, zieht von Südost nach Nordost, und man glaubt eine alte Verlängerung desselben in den weiten Ebenen zu sehen, welche sich allmählich zu 30, 50 und 80 Toisen über den Meeresspiegel erheben, von Sekundär-Formationen bedeckt und vom Ohio, Missouri, Arkansas und Mississippi bespült sind«. Es wären, beiläufig gesagt, bessere Belege für den Gebrauch dieses Wortes durch A. v. Humboldt zu finden gewesen, Stellen, an denen er es bewußter anwendet. Beispielsweise sagt er in dem einleitenden Abschnitt des politischen Versuches über die Insel Kuba (ich zitiere nach der spanischen Übersetzung, welche J. Lopez de Bustamante 1840 in Paris erscheinen ließ): »Der nördliche Teil des Antillenmeeres, den man unter dem Namen des Golfes von Mexiko kennt, bildet ein kreisrundes Becken von mehr

als 250 Leguas Durchmesser, eine Art von Mittelmeer mit zwei Ausgängen. Die Flotten, welche aus diesem Hafen (von Havana) auslaufen, vermögen die Einfahrt in das Mexikanische Mittelmeer zu verwehren und die gegenüberliegenden Küsten zu bedrohen, ebenso wie die von Cadiz ausgehenden das Meer um die Säule des Herkules beherrschen«.

Im Kosmos, dem Werke, welches A. v. Humboldts geographische Ansichten am vollständigsten zusammenfaßt, [339] findet sich merkwürdigerweise dieser erweiterte Begriff »Mittelmeer« nicht mehr. Man darf das wohl als ein Zeugnis dafür betrachten, daß Humboldt selber kein sehr großes Gewicht auf denselben legte. Er kommt Band IV, S. 599, in Anm. 31 auf seine oben angezogene Schilderung im 2. Band der Relation zurück, ohne indessen den dort gemachten Vergleich zu wiederholen.

Indessen ist diese erweiterte Anwendung des Wortes »Mittelmeer« viel älter als selbst die früheste Schrift unseres großen Geographen. Varenius in seiner *Geographia generalis* (Jenae 1693, S. 139 f.) stellt das Mittelmeer mit den Meerbusen zusammen, und zwar bringt er es in eine Gruppe mit seinen »Sinus oblongi«. Er sagt: Sinus Maris sunt duplices, Oblongi et Lati. Alio quoque modo duplices sunt, nempe primarii et secundarii. Illi ab Oceano, hi ab alio sinu oriuntur vel influunt, sive primarii sinus pars sunt vel ramus. Er nennt nun zunächst als Sinus oblongi: das Mittelmeer, die Ostsee, das Rote Meer, den Persischen und den Kalifornischen Meerbusen, das Koreanische Meer. Dagegen bezeichnet er als Sinus lati vel hiantes den Mexikanischen und Bengalischen Meerbusen, den von Siam, den Golf von Carpentaria und die Hudson-Bai. Dasselbe tut auch J. Lulof in seiner Einleitung zur mathematischen und physikalischen Kenntniss der Erdkugel (Die Ausgabe von A. G. Kästner, 1755, S. 243), wo er überhaupt in den eigentlich geographischen Kapiteln sich so eng an Varenius anschließt, daß ganze Seiten nichts anderes als Übersetzung aus demselben sind. Hinsichtlich des Mexikanischen Meerbusens faßt er indessen den Begriff enger als Varenius, indem er ihn nicht zwischen Nord- und Südamerika, sondern zwischen Florida und Mexiko gelegen sein läßt. Er faßt ihn also in dem Sinne, wie die heutige Geographie es allgemein tut. Struyk hat ihn dagegen in seiner Allgemeinen Geographie, S. 102, im Gegensatz zu Varenius zu den schmalen Meerbusen gerechnet. Die größte Verbreitung hat aber diese Auffassung wahrscheinlich durch Buffons *Histoire Naturelle* erhalten, wo gesagt ist: »Le golfe du Mexique, qu'on doit regarder comme une mer méditerranée,«¹⁾ und wo weiterhin der Mexikanische Meerbusen verglichen ist mit den Golfen von Kamtschatka und Korea, wegen seiner Lage an der Ostküste Amerikas unter fast gleicher Breite und einer allgemeinen Ähnlichkeit der Gestalt. Allerdings ist hier dem Vergleich zuliebe der

¹⁾ 3^{ème} édition, Paris 1750, p. 301.

ganze Einsprung von New Foundland an mit hinzugerechnet. Auch hier wird er »une très grande mer méditerranée«¹⁾ genannt. In dieser wie in anderen Beziehungen hält sich Buffon treu an Varenius. Dasselbe tun auch spätere Geo- und Hydrographen. Z. B. wiederholt F. W. Otto in seinem »Abriß einer Naturgeschichte des Meeres« (2. Bdch., Berlin 1792) die Vareniiusschen Definitionen und Einteilungen oft wörtlich und nennt demgemäß auch große Einbuchtungen mit enger Ausmündung Mittelmeere, tadelt dagegen die Verwechslung von Mittelmeeren und Meerbusen (I, S. 17). Er nennt das Mittelmeer »Ostatlantisches Meer« (II, S. 128). Die Ähnlichkeit mit dem Golf von Mexiko oder dem nordost-asiatischen Meerbusen hebt er nicht hervor; wiewohl er sich vielfach auch an Buffon anlehnt. Auch Karl Ritter nennt in seinen »Bemerkungen über den methodischen Unterricht in der Geographie« (Guts Muths, Bibl. d. Pädagog. Literatur 1806, II, 210) die »Weltmeere, Küsten-Weltmeere, Mittelmeere« als Abteilungen des Meeres, und Winterbotham ist als wahrscheinlich erster amerikanischer Geograph zu nennen, der (im ersten Bande seines »*View of the United States*«. Philadelphia 1795) dem Mexikanischen Meerbusen den Namen Mittelmeer wie einen selbstverständlichen beilegt.

Es mögen diese Anführungen genügen, um zu zeigen, daß A. v. Humboldt weder den fruchtbaren Gedanken eines amerikanischen Mittelmeeres noch das Wort für denselben zuerst gehabt hat. Es sind ihm viele darin vorangegangen und unter diesen ein so viel gelesener und höchst einflußreicher Schriftsteller wie Buffon. In den Werken des letzteren dürfen wir wohl die Quelle vermuten, aus der unserem großen Geographen Begriff und Wort »Mittelmeer« in weiterer Bedeutung bekannt wurden, als wir sie heute gewöhnlich gebrauchen. Aber von Varenius bis Karl Ritter scheint diese Verallgemeinerung sehr geläufig und naheliegend gewesen zu sein, so daß A. v. Humboldt dieselbe möglicherweise selbst aus irgend einem Schulbuch gewonnen haben könnte. Indessen verdankt er in seinen früheren Arbeiten nach Form und Gedanken Buffon (neben anderen Franzosen) so viel, daß wir uns eher zu der Ansicht neigen möchten, er habe auch diesen Gedanken zunächst von ihm entlehnt.

Möge mir am Schluß dieser Berichtigung, welche sonst vielleicht kleinlich erscheinen könnte, die allgemeine Bemerkung, welche auf jedes Gebiet geistiger Arbeit Anwendung findet, gestattet sein, daß es wohl nie empfehlenswert sein dürfte, einem großen Manne der Wissenschaft einen einzelnen Gedankenblitz zum Verdienste anzurechnen, wie wir es hier Dr. Krümmel haben tun sehen, und wie es öfters Peschel und andere Geschichtschreiber der Erdkunde getan haben. Die Verdienste der großen Männer liegen natürlicherweise ganz wo anders. Es dürften sehr wenige großen und fruchtbaren Gedanken aus den Köpfen auch der bedeutendsten Forscher neuerer Zeit gleichsam

¹⁾ Bd. II, p. 144.

durch eine geistige *Generatio aequivoca* geboren worden sein, sondern es wird fast jeder halb oder ganz fertig schon dagewesen sein, bis er endlich, getragen von der Gunst der Zeit oder von der Größe der Autorität, die ihn aussprach, sich in weiteren Kreisen zur Geltung brachte und in den großen Gedankenschatz der Menschheit überging. Zu den interessantesten Aufgaben der Geschichtsforschung wird es immer gehören, zu den Wurzeln bedeutender Gedanken hinabzusteigen, die fast immer tiefer liegen, als man denkt.

[295] Über geographische Bedingungen und ethnographische Folgen der Völkerwanderungen.

Von Prof. Dr. **Friedrich Ratzel.**

Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Herausgegeben im Auftrage des Vorstandes von G. v. Boguslawski. Band VII. Berlin 1880. Extra-Nummer, S. 295—324.

[Abgesandt am 22. Aug. 1880.]

Man spricht viel von der »geographischen Bedingtheit« der geschichtlichen Erscheinungen, bleibt aber dabei in der Regel bei so allgemeinen Betrachtungen stehen, daß bei der Schlußziehung nicht viel mehr herauskommt als Vermutungen, deren Unbestimmtheit jede weitere Verwertung ausschließt und vor allem jede Ausnutzung zum Vorteil anderer Forschungsgebiete. Ich empfinde diesen Mangel sehr lebhaft in einem Augenblick, wo ich zu einer Versammlung spreche, in welcher die Gäste dieser Geographischen Gesellschaft, die auf den Nachbargebieten der Anthropologie arbeiten, so glänzend und in so großer Zahl vertreten sind.^[1] Als Geograph würde ich wünschen, Ihnen aus dem Gebiete der Wissenschaft, der ich diene, sichere Tatsachen oder mindestens anregende Gedanken mitzuteilen, welche für Sie Interesse haben oder sogar von Nutzen sein könnten, und zwar würde ich am meisten wünschen, zu den Anthropologen zu sprechen, weil ich sicher wäre, jeden zu befriedigen, wenn ich etwas Neues vom Menschen sagte, nachdem bekanntlich doch immer das eigentliche Studium der Menschheit der Mensch bleibt. Aber ich denke an jenes allzu Allgemeine, Schwankende und Dehnbare, was unseren Schlüssen bisher immer eigen gewesen ist, wenn wir das höchst anziehende und an Problemen reiche Grenzgebiet zwischen Geographie und An-

[¹ Friedrich Ratzel hat diesen Vortrag in der außerordentlichen Sitzung der Gesellschaft für Erdkunde am 6. August 1880 bei Gelegenheit der XI. General-Versammlung Deutscher Anthropologen in Berlin gehalten. Der Herausgeber.]

thropologie forschend zu betreten wagten. Und dabei kann ich mir leider nicht verhehlen, daß diese Fehler zu einem großen Teile in der Sache selber liegen, wie sehr auch die Jugend unserer Wissenschaft mit dafür verantwortlich gemacht werden mag. Indem nämlich die Fragen, welche auf diesem Grenzgebiete aufgeworfen werden, sich immer um den Nachweis gewisser Beeinflussungen drehen, welche der Mensch und damit die Völker von seiten ihrer Naturumgebungen erfahren, tritt ein so schwer zu berechnendes Element, wie der Wille des Menschen, in unsere Erwägungen ein. Wir können uns gewissen Einflüssen unserer Umgebungen nicht entziehen, vorzüglich solchen nicht, die auf unseren [296] Körper wirken; ich erinnere an die des Klimas und der Nahrung. Daß auch der Geist unter dem Einflusse des allgemeinen Charakters der Szenerien steht, welche uns umgeben, ist gewiß. Aber bei anderen hängt der Grad des Einflusses, welchen sie ausüben, in sehr ausgedehntem Maße von der Stärke des Willens ab, der sich ihnen entgegensetzt. Wir können uns ihrer erwehren, sofern wir es wollen. Ein Strom, der für ein träges Volk eine Grenzlinie bildet, vermag für ein entschlossenes keine Schranke zu sein. Vor Hannibal galten Pyrenäen und Alpen als kaum übersteigbare Grenzmauern zwischen südlich und nördlich von ihnen wohnenden Völkern; aber vor einer Energie wie der seinigen hörten ihre Schwierigkeiten auf, unüberwindlich zu sein. So mißt sich ein gutes Teil des Einflusses, den wir geneigt sind, den äußeren Umständen in der Geschichte der Völker einzuräumen, ganz und gar nur an der Stärke des Willens, der diesen Völkern eigen. Je stärker, je zäher dieser ist, desto geringer wird die Wirkung jener sein. Und dieser Wille ist unberechenbar bis zum Launenhaften. Man denke sich beispielsweise ein Volk am linken Ufer des mittleren Don, in dessen Absicht es liegt, die Länder am rechten Ufer mit Krieg zu überziehen. Und dieses Volk sei eines, das mit Weibern und Kindern, mit Herden und Wagen seine Kriegszüge unternimmt. Wo wird es den Fluß überschreiten? Sicherlich wird es einen Punkt wählen, wo dieser Fluß furthar ist, und wenn es diesen Punkt nicht findet, wird es versuchen, immer weiter aufwärts zu ziehen, bis es einem solchen begegnet. Solches dürften wir erwarten nach der Ansicht, welche wir von der geographischen Bedingtheit der geschichtlichen Ereignisse hegen. Aber das gerade Gegenteil fand in einem der denkwürdigsten Momente der Weltgeschichte statt. Im Jahre 375 setzten die Hunnen vom linken donischen Gebiet auf das rechte über, indem sie die Ausmündung des Asowschen Meeres in das Schwarze Meer benutzten, welche heute $\frac{5}{8}$ d. Ml. breit ist und damals vielleicht noch breiter war. Sie verschmähten die Furten des Stromes, um einen Meeresarm zu wählen. Warum? Die Geschichtschreiber haben sich vergebens bemüht, Gründe dafür zu finden. Die Hunnen brachen noch in demselben Jahre in die Krim ein, und so begann die Völkerwanderung, welche in ihrem Gesamtverlaufe so viele bemerkenswerten Fälle geographischer Bedingt-

heit aufweist, mit einem schroffen Widerspruch gegen dieselbe. Und eröffnet nicht eine andere große Völkerwanderung mit einem ähnlichen Widerspruch, die dorische nämlich, von der eine der sichersten Nachrichten meldet, daß die Dorier nicht über die Landenge, sondern über den Korinthischen Golf in den Peloponnes eindrangen? Wir sehen, es gibt hier keinen Zwang, kein unbeugsames Gesetz, sondern es sind weite Grenzen, innerhalb deren der Mensch seinen Willen, ja selbst seine Willkür zur Geltung zu bringen vermag. Und dies ist es eben, was alle Studien über den Zusammenhang zwischen Geschichte und Naturumgebung so sehr erschwert, daß wir allgemeine Schlüsse nur immer bedingungsweise aussprechen können. Der eine Faktor in diesem Zusammenhang, in diesen Beziehungen ist eben nicht berechen- [297] bar für jeden einzelnen Fall, weil er frei ist; es ist dieses der menschliche Wille.

Aber wenn wir keine Gewißheiten aussprechen können, so sind uns doch Wahrscheinlichkeiten zugänglich. Wir befinden uns hier in einer ähnlichen Lage wie der Statistiker, welcher wohl weiß, daß unter gewissen Bedingungen in den meisten Fällen gewisse Arten von Handlungen in gewisser Zahl geschehen werden, der es aber wegen der Unberechenbarkeit desselben menschlichen Willens, der uns so viele Schwierigkeiten macht, nie wagen darf, die vor auszusehende Handlung auch mit Sicherheit vorauszusagen. Er kann sagen, sie ist wahrscheinlich, und weiter nichts. Es ist nicht ohne Interesse, hier hervorzuheben (gerade in diesem Kreise), daß K. Ritter auch diese Ähnlichkeit zwischen den geographischen und [den] statistischen Gesetzen in seiner ahnungsvollen Weise schon betont hat. Wenigstens kann ich einen Ausspruch nicht anders deuten, welcher sich in dem 1. Abschnitte seiner »Einleitung zur allgemeinen vergleichenden Geographie« (1852 S. 5) findet und in welchem es von der Natur heißt, daß sie in viel höherem Maße auf die Völker wirken müsse als auf die Einzelnen, »weil,« sagte er, »gleichsam hier Massen auf Massen wirken und die Persönlichkeit des Volkes über die des Menschen hervorragt«. Bei geschichtlichen Erscheinungen, denen Massenwirkungen zugrunde liegen, schwächen die verschiedenen Richtungen der Willenskräfte sich gegenseitig ab, und es ergeben sich ein mittleres Maß und eine mittlere Richtung der Handlung, welche, unter gleichen Bedingungen oft wiederkehrend, genug Regelmäßigkeit erlangen, um mit Wahrscheinlichkeit vorausgesagt werden zu können. Auf solche Wahrscheinlichkeiten geht unsere geographische Forschung aus, wenn sie das Gebiet der Geschichte betritt, um nach den geographischen Einflüssen in den geschichtlichen Erscheinungen zu forschen. Es ist das ein bescheidenes Streben, wenn Sie es mit dem der Naturforschung vergleichen, welche unbeugsame, ausnahmslose, eiserne Gesetze sucht und findet. Wir müssen uns damit trösten, daß das, was uns abhält, ebenso sichere Gesetze auf diesem Forschungsgebiete zu finden, eben nichts anderes ist als die höchste Blüte der Schöpfung, der freie Geist des Menschen.

Um so mehr aber würde es uns freuen, wenn es uns gelänge, auch solche Wahrscheinlichkeiten zu finden, welche nützlich sein könnten für diejenigen, welche Nachbargebiete bebauen und auf diesen Nachbargebieten unter ähnlichen Schwierigkeiten arbeiten wie wir. Denn nichts erhöht so sehr den Glanz und die Würde einer Wissenschaft wie die Möglichkeit, freigebig wertvolle Ergebnisse an die Schwester-Wissenschaften auszuteilen.

Wenn man fragt: Wie erscheint der Mensch unter dem Gesichtspunkt der geographischen Bedingungen? so wird die erste Antwort sein: Der Mensch ist ruhelos; er strebt nach möglichster Ausbreitung überall, wo ihn nicht natürliche Schranken starker Art einengen, und jede anthropologische Auffassung, welche nicht dieser Ruhelosigkeit seines Wesens Rechnung trägt, steht auf falscher Grundlage. Die Mensch- [298] heit muß als eine beständig in gärender Bewegung befindliche Masse betrachtet werden, welcher durch diese Gärung eine große innere Mannigfaltigkeit angeeignet wird. Diese Beweglichkeit ist in verschiedenem Grade vorhanden; aber sie fehlt keinem Volke und keiner Kulturstufe. Sie hat die Tendenz, die Menschheit immer einförmiger zu gestalten, weil die Vermischung mit diesen Bewegungen unzertrennlich verbunden ist.

Es würde zwar unrichtig sein, von einem Wandertrieb des Menschen zu sprechen, da wir nicht bemerken, daß er durch eine ähnlich dunkle Macht wie die wandernden Säugetiere oder Zugvögel von einem Orte weggetrieben wird, welchen er sich zum Aufenthalte gewählt. Wenn er wandert, geschieht es mit Willen, wenn auch nicht immer mit klarem Bewußtsein des Zieles und Zweckes. Aber dieser Wille kann durch zahlreiche und sehr verschiedene Ursachen erregt werden, und oft werden diese Ursachen mit der unwiderstehlichen Macht der Notwendigkeit auf ihn wirken. Tatsächlich ist der Mensch heute der meist und weitest wandernde von allen landbewohnenden Tieren, welche nicht mit Flugkraft begabt sind. Er hat seine natürliche Wanderfähigkeit, welche nicht einmal so bedeutend ist wie die eines schwächeren Raubtieres, durch Erfindungen gesteigert, unter denen die des Wanderstabes wohl die älteste ist und die, welche am meisten sich gleichgeblieben, unter denen aber die Vervollkommnungen der Wagen und Schiffe, die durch Dampf getrieben werden, ihm fast ebensoviel Schnelligkeit und größere Ausdauer der Bewegung verstaten, wie den bewegungsfähigsten Tieren eigen ist. Gewisse Schranken sind ihm indessen doch immer gezogen, und gerade in seiner Verbreitung über die Erde, welche durchaus auf Wanderungen zurückzuführen, tritt die geographische Bedingtheit seines Daseins am klarsten hervor. Gewisse Räume sind seiner Organisation so zusagend, daß sie in großer Zahl und Mannigfaltigkeit ihm zu Wohnstätten dienen können; andere bieten ihm nur beschränkte Existenzmöglichkeiten, andere schließen ihn aus. Alles je nach den geographischen Eigenschaften, welche ihnen zukommen.

Der Mensch ist vor allem ein landbewohnendes Wesen und ist luftatmend. Aus der Tiefe des Wassers ist er also ausgeschlossen. Er hat es zwar mit seiner Kunstfertigkeit dahin gebracht, nicht nur zeitweilig wie andere Tiere auf dem Wasser zu verweilen, sondern dauernde Wohnungen auf demselben zu errichten. Aber das kann er doch nur in der Nähe des festen Landes, indem er entweder eine wasserbedeckte Strecke teilweise in Land verwandelt, wie er es in Venedig oder Amsterdam vermochte, oder auf Pfählen seine Wohnungen errichtet, wie es die alten Pfahlbauer in Seen und Flüssen Mitteleuropas taten und manche Völker der Jetztzeit es im indischen Archipel, in Hinterindien, in Mittelamerika tun, oder endlich indem er Flöße und Schiffe zu dauernden Wohnstätten benutzt, wie es von Millionen in China geschieht. Die einen großen Teil ihres Lebens auf Schiffen verbringende Bevölkerung beträgt selbst in Europa über zwei Millionen. Aber die Tatsache allein, daß so, wie die Pfahlbauer, auch unsere Wasserbewohner ihre Hauptnahrung doch dem [299] Lande entnehmen und daß sie ihre Leichname der Erde übergeben, bezeugt zur Genüge den vorübergehenden Charakter dieses Hinübergreifens der Wohnstätten vom Lande auf das Wasser. Ja, viele Völker haben sich sogar nie dazu erhoben, in ausgiebigem Maße die Schranken zu durchbrechen, welche das Meer um die Wohnsitze legt, welche sie innehaben, so daß sie immer nur bei einer sehr beschränkten Wanderfähigkeit stehen geblieben sind. Nur in geringem Maße haben wohl passive Wanderungen, welche bei der Verbreitung der Pflanzen und Tiere so wirksam sind, auch zur Verbreitung der Menschen über die Erde beigetragen. Der Mensch hängt zu sehr von der Erde ab, um ohne Vorbereitung längere Zeiträume von ihr sich loslösen zu können. Unfreiwillige Fahrten auf Eisfeldern, wie wir sie zu verschiedenen Malen die Polarfahrer in unserem Jahrhundert haben machen sehen, sind nur gelungen, wo es diesen Schiffbrüchigen möglich war, reichliche Vorräte auf ihr zerbrechliches Floß zu schaffen. Wir kennen freilich zufällige Wanderungen in Menge auf den inselreichen Teilen des Stillen Meeres; aber dieselben werden dort erleichtert durch die Trefflichkeit der Fahrzeuge und die Geschicklichkeit der Eingeborenen in der Handhabung derselben. Als Cook 1777 nach Watiu kam, fand sein tahitanischer Begleiter Mai dort drei Landsleute, den Rest von 20, welche zwölf Jahre vorher dahin verschlagen worden waren. Watiu liegt 1200 km in SW. von Tahiti. Beechey fand 1825 auf der Insel Byam-Martin 40 Männer, Weiber und Kinder, den Rest von 150, die einige Zeit vorher von Maïatea, 400 km östlich von Tahiti, nach letzterer Insel geschifft waren, aber von einem zu früh eintretenden Monsun nach der 1000 km entfernten Insel verschlagen wurden, die sie wegen ihrer Sterilität verließen, um nach Byam-Martin überzusiedeln. Es ist bemerkenswert, daß der Weg von Maïatea nach Burrow-Insel ganz gegen die Richtung des Passats liegt. 1816 fand Kotzebue auf den Radak-Inseln einen Eingeborenen von Ulea (Karolinen), der

mit drei anderen, beim Fischfang verschlagen, einen Weg von 2700 km gegen den Passat zurückgelegt hatte. Auch im nordpazifischen Meere sind Fälle, wo Formosaner, Liukiu-Insulaner oder Japanesen nach China oder Korea oder umgekehrt Chinesen nach Korea, Japan usw. verschlagen werden, nicht sehr selten. Aber dies sind inselreiche Gebiete. Wir kennen dagegen keinen Fall, daß Chinesen oder Indianer quer über das ganze Stille Meer durch Zufall verschlagen worden wären, oder daß ein ähnlicher Austausch zwischen Amerika und Europa stattgefunden hätte.

Viel wirksamer ist die bewußte, absichtliche Wanderung, welche durch die Erfindung der Schifffahrt ermöglicht worden ist. Was diese Erfindung betrifft, so sagt mit Recht ein neuerer Geschichtschreiber der Schifffahrt, »die ausschließliche Ehre der Erfindung ist zu groß, um einem einzigen Menschen zugeteilt zu werden.« (W. S. Lindsay). Diese Erfindung liegt für alle Menschen, die in der Nähe schiffbarer Wasser wohnten, so nahe, daß man sie zu denen rechnen kann, welche oft gemacht worden sind, um oft wieder verloren zu werden. Sie gehört in die- [300] selbe Klasse mit einer langen Reihe von ähnlichen Erfindungen, die man vor allem notwendige nennen kann, weil sie starke und in allen Lagen einmal auftretende Bedürfnisse decken. An verschiedenen Orten sind verschiedene Menschen zur Anwendung naheliegender Mittel angeregt worden, um sich auf das Wasser zu begeben. Schwimmende Baumstämme mögen die ersten Versuche des Floß- und des Kahnbaues, schwimmende aufgeblähte Tierleichen die ersten Versuche zum Übersetzen von Flüssen vermittelt luftgefüllter Schläuche oder Blasen angeregt haben. Auf dieser Stufe finden wir noch heute die Schifffahrt bei einer Anzahl von Völkern, und dieses Stehenbleiben ist ein Beweis für die Zweckmäßigkeit der ältesten und einfachsten Erfindungen, der Leichtigkeit, mit der dem einfachen Bedürfnisse durch eine einfache Erfindung Genüge geleistet werden konnte. Heute wie vor 2½ Jahrtausenden befahren die Bewohner des Tigris diesen Fluß mit Flößen, deren Tragkraft durch Schläuche verstärkt ist und welche man schon auf den Bildwerken des alten Niniveh abgebildet findet. Dieselbe Sitte fand v. Hügel unter den Anwohnern des Sadletsch. Aber die Tigris-Anwohner benutzen daneben auch aus Zweigen geflochtene Fahrzeuge, welche durch Erdpech wasserdicht gemacht sind. Auch in Wales kreuzt man reißende Flüsse auf Flechtwerk, das mit Leder überzogen ist, und Plinius beschreibt solche Fahrzeuge bei den alten Briten. An den Einbaum unserer Seen brauche ich wohl kaum zu erinnern. Die ersten Boote dürften ausgehöhlte Baumstämme gewesen sein, aber jedenfalls mit flachen Böden versehen, und man wird zuerst ruhige Flüsse und Seen befahren haben. Der Kiel kam erst hinzu, als man sich auf die See hinauswagte. Unser »Einbaum«, d. h. der aus einem einzigen Stamme mit Feuer oder Äxten ausgehöhlte Kahn, ist wohl als eine der ursprünglichsten, in Jahrtausenden nur wenig veränderten Erfindungen

auf diesem Gebiete zu betrachten. Es gibt sehr wenige am Wasser wohnende Völker, welche nicht zur Schifffahrt fortgeschritten sind. Aber weitaus die meisten haben eine niedere Stufe dieser Kunst nicht überschritten. Nur einige von den zahllosen amerikanischen Indianerstämmen, mit welchen die Europäer im 16. Jahrhundert in Berührung kamen, kannten z. B. den Gebrauch des Segels; und so haben sich die Afrikaner nie von den Küsten weggewagt. Man schreibt das der ungünstigen Küstengliederung zu. Aber auch die britischen Kelten scheinen nie eigentliche Seefahrer gewesen zu sein. Langgeübte Küstenfahrt ist übrigens die beste Schule der hohen Seeschifffahrt. Die Küstenfahrt erfordert mehr Geschicklichkeit als jede Fahrt auf hoher See, wenn sie auch weniger Ansprüche an den moralischen Mut stellt. Sie hat stets die besten Seeleute gebildet, und so haben die Phönizier, Karthager, Griechen und Portugiesen ihre großen Entdeckungen immer durch Küstenfahrten vorbereitet. Die stilleren Wasser der Seen und Flüsse gestatten leichtere Schifffahrt als das Meer; aber daß kein notwendiger Fortschritt von hoch entwickelter Binnenschifffahrt zur Seeschifffahrt führe, lehren die Ägypter, welche massenhaft Fluß- und Kanalboote hatten (Herodot sagt, daß bei einem Feste sich 700 000 [301] Menschen auf Schiffen versammelten), die sinnreich gebaut waren, und welche dennoch ihre Seeschifffahrt durch Phönizier und Griechen besorgen ließen. Ebenso die heutigen Afrikaner, von denen einige Stämme am Kongo und [an] den großen äquatorialen Seen ziemlich weit im Bau und [in] der Führung von Schiffen gelangt zu sein scheinen, während die Beschiffung des Meeres bei keinem echt afrikanischen Stamme eine nennenswerte Entwicklung gefunden hat.

Diese Beschränkung der weitaus größten Zahl der Menschen auf das Land prägt sich in der Verteilung der verschiedenen Varietäten der Menschheit über die Erde hin in einer Anzahl von bemerkenswerten Tatsachen aus, welche alle die sondernde Wirkung des Meeres bezeugen, von denen aber zugleich einige zeigen, daß selbst das Meer, wenn auch die strengste, doch keine absolute Schranke für die Wanderungen der Menschen darstellt und daß vor allem ausgedehnte Tausche der Bewohnerschaften gegenüberliegender Küsten überall da stattfanden, wo die letzteren einander am nächsten kommen. Zunächst treten uns zwei, schon in ihrer Benennung geographisch gekennzeichnete Rassen an zwei Stellen entgegen, wo je drei Erdteile nahe aneinander herantreten. Im hohen Norden bilden die Nordküsten von Europa, Asien und Amerika einen Gürtel, den nur eine schmale Lücke, die Beringstraße, unterbricht, und es wohnen hier Völker, welche, in vielen Beziehungen einander ähnlich, als hyperboräische Rasse zusammengefaßt zu werden pflegen. Wo weiter im Süden noch enger Europa, Asien und Afrika zusammentreten, finden wir die mittelländische Rasse den drei Erdteilen gemeinsam angehörend. Endlich ist auch die sog. malayische Rasse Asien und Australien gerade dort gemein, wo diese beiden Erdteile durch die Inselbrücke

des malayischen Archipels innig miteinander verknüpft sind. Im Gegensatz hierzu finden wir weites Auseinandergehen der Bevölkerungen verschiedener Erdteile dort, wo die letzteren durch das Meer weit voneinander getrennt sind. Die Feuerländer Südamerikas, die Hottentotten Südafrikas, die Kaukasier Westeuropas, die Tasmanier Südaustraliens sind nicht weniger weit voneinander verschieden, als die Hyperboräer, Mittelländer und Malayo-Polynesier, jede einzelne Rasse unter sich, einander ähnlich sind. Im Kleinen finden wir Entsprechendes dort, wo eine Insel mehrere Bevölkerungen umschließt, die nach verschiedenen Seiten hin Ähnlichkeiten aufweist mit größeren Völkergruppen, die nach diesen Seiten hin wohnen. So ist z. B. der China zugewandte Westen Formosas chinesisch, der dem malayischen Wohngebiet zugewandte Osten malayisch; so ist Madagaskar ebenfalls malayisch auf der östlichen, afrikanisch auf der westlichen Seite, und ebenso ist der germanischste Teil Englands und Schottlands der Deutschland zugewandte östliche, während die Kelten im Westen und Südwestensitzen, wo diese Insel gegen Irland und Gallien hinschaut. Offenbar haben zwischen jenen Erdteilen und zwischen diesen Inseln und ihren Kontinenten Wanderungen stattgefunden, und so ist es gekommen, daß verschiedene Erdteile, wo sie einander am nächsten [302] treten, oder Inseln und ihre Erdteile auf den einander zugewandten Seiten dieselbe Rasse, oft sogar dasselbe Volk beherbergen.

Dadurch wird indessen die Regel nicht durchbrochen, daß die Meeresgrenzen die wirksamsten sind. Die Inselbevölkerungen lehren es aufs deutlichste. Die Torresstraße scheidet Papuas und Australier, die Baßstraße Australier und Tasmanier, die Fukiënstraße schied noch vor 300 Jahren Chinesen und Malayen. Auch selbst wo Inselbevölkerungen ursprünglich demselben Stamme angehören, wie die des nächsten Festlandes, weichen sie doch in der Regel weiter von den einzelnen Gruppen desselben ab, als diese voneinander. Die Tasmanier, die Japanesen, selbst die Briten sind Beispiele dafür. Wie sehr diese Regel ins einzelne zu verfolgen ist, lehren die Eigentümlichkeiten selbst so kleiner Inselbevölkerungen wie unserer friesischen Eilande, der Färöer oder selbst der einzigen Insel Man. Man kann in der Tat sagen: Die Bevölkerungen der Inseln sind in einigen Fällen völlig andere als die des nächstgelegenen Festlandes oder der nächsten größeren Insel; aber auch da, wo sie ursprünglich derselben Rasse oder Völkergruppe angehören, sind sie immer weit von derselben verschieden, und zwar, kann man hinzusetzen, in der Regel weiter als die entsprechenden festländischen Abzweigungen dieser Rasse oder Gruppe untereinander.

Am schärfsten ausgesprochen ist die völkerscheidende Funktion der Meere in den unbewohnten Inseln, den einzigen selbständig abgeschlossenen Erdräumen, welche ohne jede menschliche Bevölkerung

sind oder doch in historischer Zeit es waren. Die wichtigsten von ihnen sind folgende: alle arktischen Inseln mit Ausnahme Grönlands und der südlich von Melville- und Lancastersund gelegenen Teile des nordamerikanischen Polararchipels; bei Europa: Island, die Färöer, die Lofoten, Madeira und die Azoren; bei Asien: die westlichen Aläuten und viele von den Kurilen; bei Afrika: die Kap-Verden und die Amiranten; bei Amerika: die Bermudas- und [die] Falklandsinseln im Atlantischen sowie alle nicht unmittelbar an der Küste gelegenen Inseln im Stillen Meere, wie Revilla-Gigedos, Galápagos, Chinchas; bei Australien und in Polynesien eine Anzahl von kleinen Inseln, vorzüglich Koralleninseln und kleine Vulkaninseln, unter den ozeanischen Inseln alle im Atlantischen und [im] Indischen Ozean, dann alle Inseln und alles Land südlich vom Parallel des Kap Hoorn. Faßt man die Lage dieser Inseln näher ins Auge, so findet man, daß zu ihnen, mit Ausnahme der in hohen Breiten liegenden und darum aus klimatischen Gründen unbewohnten oder nicht sehr zur Bewohnung einladenden, nur solche Inseln gehören, welche weit von Festländern oder größeren Inseln abgelegen sind, ferner daß die meisten von ihnen Einzelinseln oder sehr vereinzelte Gruppen, aus wenigen Inseln bestehend, sind, endlich daß, immer abgesehen von den beiden Polarregionen, der Atlantische Ozean mehr unbewohnte und doch bewohnbare Inseln umschließt als alle [303] anderen Meere zusammengenommen, trotzdem er der inselärmste von allen ist. Im inselreichsten, Stillen Meere sind fast alle bewohnbaren Inseln schon bei der Ankunft der Europäer bewohnt gewesen; im inselärmsten, Atlantischen waren es nur die den Küsten zunächst gelegenen.

Die Reihe der nur seit einigen Jahrhunderten bewohnten Inseln, die wir in der vorstehenden Aufzählung in denjenigen Fällen aufnahmen, wo wir geschichtliche Belege besitzen für ihre nur kurz zurückdatierende Bewohntheit, läßt sich noch in lehrreicher Weise erweitern, wenn wir auch auf diejenigen unsere Aufmerksamkeit richten, welche nach glaubwürdigen Überlieferungen ihrer heutigen Bewohner oder aus sonstigen guten Gründen als in einer nicht weit zurückliegenden Zeit unbewohnt betrachtet werden können. Wir gewinnen dann auch im Stillen Ozean zwei wichtige Inselgruppen, nämlich die neuseeländischen und die hawaiischen, für die Reihe der unbewohnten Inseln. Ja, vielleicht dürfen wir dann alle polynesischen Inseln östlich von den Fidschi- und Gilbert-Inseln als noch vor einigen Jahrhunderten unbewohnt ansehen. Auch im Stillen Ozean würde sich damit der Raum der Bewohntheit erheblich einschränken, und zwar würde er viel mehr in die Nähe der beiden Festländer Asien und Australien sowie gegen den Äquator zurückgeschoben werden. Wir würden dann noch mit größerem Rechte den Schluß als allgemein bezeichnen können, daß die meisten unbewohnten, aber bewohnbaren Inseln fern von den Festländern und größeren Inseln oder Inselgruppen gelegen sind. Wenn es eines Beweises für die Annahme bedürfte,

daß vereinzelte kleine Inseln oder Inselgruppen nicht als Schöpfungsmittelpunkte des Menschengeschlechtes zu betrachten seien, so würde derselbe hierin offen liegen. Die Tatsache, daß die Unbewohntheit der Inseln eine größere Ausdehnung findet in den gemäßigten und kalten als in den tropischen Regionen, weist auf die allgemeine Erscheinung der ursprünglich dünneren Bevölkerung jener zurück. Darauf, daß der Zufall in der Bevölkerung von Inseln mit menschlichen Bewohnern eine gewisse Rolle gespielt hat, dürfte die Tatsache zurückführen, daß die meisten bewohnbaren, aber unbewohnten Inseln vereinzelt oder kleine Gruppen, also schwer durch Zufall zu findende, sind.

Daß die zahlreichsten ursprünglich bewohnten Inseln dem Indischen Ozean und dem westlichen Stillen Meere, näher bezeichnet: dem äquatorialen Gürtel zwischen Ostafrika und Melanesien, angehören, ist eine Tatsache, deren Bedeutung nicht zu unterschätzen ist, wenn wir uns erinnern, daß wir hier das Wohngebiet der Schwarzen Rasse in Afrika, Asien und Australien vor uns haben. Die Hypothese eines untergegangenen Kontinentes des Indischen Ozeans scheint sich hier aufzudrängen; doch scheint es natürlicher, anzunehmen, daß schon früh die kontinentalen Nachbarländer dieses Gebietes eine Bevölkerung bargen, welche genügend dicht war, um Ableger nach außen, sei es mit Absicht oder zufällig abgeben zu können. Im Gegensatz dazu dürfen wir in der vergleichsweise großen Zahl von unbewohnten Inseln an europäischen und amerikanischen [304] Küsten einen Beweis für die spätere Besiedelung dieser Erdteile sehen, welche, indem sie sich später bevölkerten, auch längere Zeit dünner bevölkert waren als die schon lange bevölkerten äquatorialen Teile Afrikas und Asiens.

Da, rein geographisch betrachtet, Amerika und Australien die größten Inseln sind, die man kennt, darf es in diesem Zusammenhange wohl als eine insulare Eigenschaft derselben bezeichnet werden, daß sie die einzigen Erdteile sind, welche nur von einer einzigen kompakten Varietät oder Rasse der Menschheit bewohnt werden. Nur Nordamerika macht in seinen nördlichsten polaren Teilen eine Ausnahme davon. Wir können aber heute noch nichts sagen über die Ursachen dieser Übereinstimmung der menschlichen Bevölkerung eines geographisch abgeschlossenen Gebietes. Dieselbe kann ebensowohl darin zu suchen sein, daß die Einwanderung immer nur von einer einzigen Seite her stattfand (in Amerika z. B. über die Beringstraße), wie darin, daß dieselbe erschwert war und infolgedessen die einmal vorhandene Bevölkerung wenig fremde Zumischungen empfing und sich leicht amalgamieren konnte.

Wir dürfen vielleicht die erstere Ursache als die wahrscheinlichere bezeichnen, weil sie auch eine gewisse ethnographische Armut dieser beiden stark isolierten Gebiete erklären zu können scheint, welche z. B. bei allen amerikanischen Naturvölkern in auffallender Weise kontrastiert mit dem Reichtum viel weniger ausgedehnter Gebiete in Afrika oder Asien. Diese weiten, zusammenhängenden, dichter

bevölkerten Gebiete konnten selbst ihre Naturvölker mit Erfindungen bekannt machen, wie z. B. der des Eisens, welche dort unbekannt blieben. Je mehr geographischer Zusammenhang, desto reichere Beziehungen und desto rascheres Wachstum des Kulturschatzes.

Welche Bedeutung für die anthropologischen Studien gerade den Bevölkerungen der Inseln zukommt, von denen man weiß, daß, oder vielleicht selbst wann sie besiedelt wurden, ist leicht zu erkennen, wenn man erwägt, wie selten irgend ein Bruchteil der Menschheit sich ohne fremde Eingriffe und Beimischungen stetig auf engem Raume und unter dem Einflusse übersehbarer äußerer Bedingungen entwickelt. In jedem durch eine längere Reihe von Generationen von fremden Einflüssen möglichst frei gebliebenen Inselvolke, und seien es auch bloß ein paar Hundert Seelen, wie sie uns K u b a r y jüngst von den Mortlock-Inseln beschrieben, haben wir gleichsam ein Experiment, das die Natur selbst gemacht und dessen genaueste Beobachtung unerlässlich ist zur Beantwortung der Frage nach der Beeinflussung des Menschen durch die ihn umgebende Natur. Regelmäßig wehende Winde erleichtern naturgemäß die Wanderungen nach gewissen Seiten hin, und auch die Meeresströmungen dürften in dieser Richtung nicht unwirksam sein. Die letzteren werden z. B. von den Polynesiern bei ihren Fahrten sehr wohl benutzt und finden sich auf ihren Karten eingetragen. Indessen üben weder diese noch jene den Zwang auf diese in der Schiff- [305] fahrt wohlbewanderten Völker, den jene annehmen, welche aus Gründen der Windrichtung Polynesien von Amerika aus bevölkert werden lassen. Wir haben bereits angedeutet, daß sie sehr wohl gegen den Passat vorwärts kommen. Die Regelmäßigkeit dieser Strömungen begünstigt einfach nur gewisse Richtungen des Wanderns, und vielleicht mehr im kleinen als im großen. In der Geschichte Griechenlands tritt z. B. deutlich der Vorteil hervor, welcher demjenigen zufiel, der mit der thrakischen Küste den Wind zum Bundesgenossen gewann, der von hier nach Süden die ganze gute Jahreszeit hindurch, also acht Monate, sehr regelmäßig weht.

Viel weniger schwer ist natürlich die Wanderung am Lande. Hier gibt es außerhalb der ohnehin menschenleeren äußersten polaren Regionen keine absoluten Hindernisse. Die Wasserflächen der Seen und die Sümpfe können umgangen, die Flüsse an irgend einem Punkte durchfuhrt, die höchsten Gebirge in ihren nie fehlenden Pässen überschritten werden. Die Wüsten, welche vielleicht die größten Hindernisse des Wanderns am Lande bieten, sind durch die Oasen, von welchen sie unterbrochen werden, durchschreitbar gemacht. Absolute Schranken, wie sie der Völkerverbreitung im Meere gesetzt sind, hat die Natur des festen Landes nicht. Dafür setzt sich der Mensch selbst ein Hindernis in seiner Trägheit, welche sich selbst an kleinere Hindernisse stößt, solange nicht eine dringende Notwendigkeit zur Überwindung derselben antreibt. Hannibal und Caesar fanden es nicht schwer, die höchsten Gebirge im Umkreis ihrer Welt mit Armeen zu

überschreiten; aber diese Schranken blieben nichtsdestoweniger für alle ihre Volksgenossen bestehen, welche nicht von der gleichen unwiderstehlichen Energie getrieben waren. Man umging womöglich die Gebirge, und selbst wo man sie durchschreiten mußte, geschah es nur auf bestimmten Wegen, von denen man nicht gern abwich, und eine Reihe der trefflichsten Alpenpässe, wie Simplon, Gotthard, Gemmi, Grimsel, Furka ist daher den Alten unbekannt geblieben. So war überhaupt ihre Gebirgskennntnis eine sehr beschränkte. Die Alten haben weder Namen für Montblanc noch Monte Rosa noch Matterhorn auf uns gebracht, ebensowenig für Mont Cenis oder Tabor. Mont Genève ist in dem Massiv des Mont Matrona inbegriffen. Auch von den Gipfeln der Berner, lepontischen, rhätischen Alpen haben sie uns keine Namen gegeben, und den Jura überschritt noch im 1. Jahrhundert nur die eine Straße über den Pas de l'Ecluse. Über die Pyrenäen führte nur die eine Heerstraße Gerona-Perpignan. Diese Unbekanntschaft mit den Gebirgen prägt sich aber noch viel schärfer darin aus, daß wir erst seit kaum 100 Jahren wissen, welche die höchsten Gipfel der Alpen sind. Man umging nicht bloß die Schwierigkeiten, sondern man scheute auch vor ihrer Erforschung zurück.

Die Gebirge werden zu starken Scheidewänden der Völker, indem sie ebensowohl hoch als [auch] breit, dadurch schwer zu ersteigen und schwer zu durchmessen, in ihren höheren Teilen auch dünn bevölkert sind. Die Flüsse sind viel geringere Hindernisse; denn nur die Tiefe ihres Wassers [306] macht sie schwer überschreitbar, und diese ist von Natur sehr ungleich. Nur die Gebirge und das Meer scheiden scharf genug, um Grenzen zu bilden. Die Flüsse können als politische Scheidelinien dienen und Grenzen ersetzen; aber zu keiner Zeit würden sie Naturgrenzen ersetzen können. Nur weil Rom es für gut fand, die Grenzen seiner Herrschaft an Rhein und Donau zu ziehen, hat der Lauf dieser Flüsse Stämme geschieden, die verschieden voneinander sind. Wie wenig hat gerade der vielberühmte Rhein sich als Völkergrenze bewährt. Lange vor den zwei berühmten Rheinübergängen Caesars (55 und 53 v. Chr.) hatten die Germanen denselben oft überschritten, bald als Hilfsvölker, bald auf Eroberungen oder Raubzügen. Noch im Herbst 53 zogen 2000 Sigamben über den Strom; einen andern Übergang derselben meldet Dio Cassius 16 v. Chr. Mit Recht sagt ein französischer Geograph: »Der Rhein hat alles gesehen, alles erfahren, nichts gehindert; beweglich und unbeständig wie seine raschen Wellen, hat er niemals die Völker durch Schranken getrennt, wie sie in Gestalt der Alpen und der Pyrenäen zwischen Völkern und Rassen aufgerichtet sind.« (Desjardins.) Und so sind weder Uralfuß noch Wolga noch Don imstande gewesen, die aus den Kirgisensteppen vordrängenden Hunnen zurückzuhalten. Statt Schranken aufzurichten, sind im Gegenteil die Flüsse viel eher geeignet, Schranken einzureißen, welche zwischen Völkern bestehen. Der Rhein hat im Altertum Gallier und Germanen zusammengeführt, die im häufigen Verkehr manche

Eigentümlichkeit abschliffen oder austauschten, und dieselbe Rolle hat er wieder in der neueren Zeit übernommen, solange deutsche und französische Herrschaft durch ihn abgegrenzt wurden. Die Flüsse und ihre Täler sind Verkehrsstraßen, und auf diesen Straßen sind die Völker nicht getrennt zu halten. Der Irawadi hat mehr als einmal die Chinesen nach Birma herabgeführt, und dem Westarm des Euphrat entlang ging die folgenreiche Wanderung des semitischen Stammes der Lydier aus dem Euphrat-Tigris-Gebiet nach der Küste Kleinasiens. Mögen die Flüsse gute strategische und Zollgrenzen abgeben, so sind sie als Völkergrenzen und als politische Grenzen um so unwirksamer.

In viel höherem Maße abgrenzend wirksam sind die Wüsten, welche in dieser Funktion den hohen Gebirgen am nächsten stehen. Sie sind unwegsam wie diese, oft noch unwegsamer. Naturvölker, welche ausgebildeter Beförderungsmittel in Gestalt der Lasttiere entbehren, und welchen zugleich die Anregungen zu weiteren Reisen fehlen, sind geradezu von ihnen ausgeschlossen. Sogar auf die Steppen dehnt sich diese Ausschließung aus; denn es ist heute kaum mehr zweifelhaft, daß die Prärien Nordamerikas und die Pampas des La Plata-Gebietes vor der Ankunft der Europäer von den Indianern gemieden wurden. Der Naturmensch vermeidet weite, baumlose Gegenden durchaus, solange ihm das Pferd fehlt. Noch immer trennt die Sahara die zwei Rassen Afrikas, und wir finden südlich von der Kalahari andere Volksstämme als nördlich [von] derselben. In Nordamerika helfen Wüste und Hochgebirge zusammen, die pazifischen [307] Stämme von denen des Innern zu sondern, und in Ostasien ist die Grenze zwischen Kulturland und Wüste zugleich die der Chinesen und Mongolen. Immer ist die Wüstengrenze auch Kulturgrenze, denn die Wüste erlaubt im besten Falle nur nomadisches Dasein. Handelsstraßen führen zwar durch die Wüsten, und schon der älteste Karawanenweg, von welchem wir Kunde haben, der von Gerrha nach Babylon und Ägypten, auf welchem Edomiter und Midianiter mit Myrrhen, Balsam und Gewürzen Indiens und Arabiens handelten, führt durch eine der unwirtlichsten Gegenden der Alten Welt. Aber diese Handelswege sind keine Völkerwanderungsstraßen. Sie sind zu schwer zu beschreiten, um von großen Volksmassen benutzt werden zu können. Mit den Handelswaren mögen auf ihnen Ideen und Erfindungen, vorzugsweise religiöse Ideen, Verbreitung finden, und es mögen diese Anlaß auch zu innigeren und häufigeren Völkerbeziehungen geben; aber die Völkerwanderungen suchen sich breitere Wege. So sind z. B. die Araber aus Nordafrika nach dem Sudän nicht auf einer der uralten vielbegangenen Karawanenstraßen zwischen den Handelsstädten der Nordküste und Kuka, Wadai usf. gelangt, sondern aus Marokko, nachdem sie Nordafrika in ostwestlicher Richtung durchzogen hatten, nach dem Nigergebiet und von hier nach Bornu und weiter ostwärts, also in einem großen die Wüste umgehenden Bogen.

Damit, daß wir dem Wandern der Völker nicht einen einzigen Grund zuweisen, sondern manche und mannigfaltige Ursachen in demselben wirksam zu sehen glauben, geben wir auch schon zu, daß es keine zu allen Zeiten, an allen Orten und unter allen Umständen gleichartige Erscheinung sein könne. Es gibt Umstände, die ein Volk mehr an den Boden fesseln, den es einmal bewohnt, als ein anderes, und unter diesen nimmt die Kulturhöhe desselben die vorderste Stelle ein. Die Völkerkunde ist zwar heute weit davon entfernt, alle Völker in zwei große Gruppen der Nomaden und der Ansässigen teilen zu wollen, wie das früher wohl geschah, denn sie weiß, daß ein ziemlich hoher Kulturgrad mit nomadischer Lebensweise verbunden sein kann und daß gewisse Naturvölker sedentär sind; aber immer bleibt es eine Grundwahrheit, daß mit höherer Entwicklung der Kultur der Mensch sich fester an den Boden bindet, den er mit seiner Arbeit verbessert, auf dem er sich eine behagliche Wohnstätte schafft, an dem Erinnerungen haften, die er pflegt, an welchen nicht zuletzt auch das bewegliche Besitztum ihn bindet, das die Tendenz hat, in sedentären Verhältnissen von Geschlecht zu Geschlecht sich zu vermehren. Wesentlich trägt dazu der Umstand bei, daß mit zunehmender Kulturhöhe auch die Zahl der Menschen sich vermehrt, welche von der gleichen Fläche Bodens ihre Nahrung gewinnen können, und daß dadurch die Möglichkeit der Ortsveränderung immer geringer wird. Mit zunehmender Bevölkerung wird der dem einzelnen verstattete Raum immer kleiner, und immer mehr erscheint es ihm dann als der tiefste Kern der Lebensweisheit, sich möglichst früh an enger Stelle festzusetzen und möglichst bald so tiefe Wurzeln zu fassen, daß es keinem anderen ge- [308] lingen kann, an derselben Stelle Platz zu nehmen. Die Wirkungssphären der einzelnen stoßen hart aneinander und keilen sich gegenseitig ein. Es ist das der Zustand, dem wir heute in Alteuropa vielfach schon sehr nahe gekommen sind, derselbe, welchem der Nordamerikaner westwärts wandernd zu entgehen strebt, weil er ihm zu wenig »Ellbogenraum« gewährt. Denselben empfand aber auch der Indianer, welcher sein fruchtbares Land im Osten aufgab, um sich nach den Steppen zu versetzen, wo man nicht schon jede Meile Weges einer Ansiedelung und umfriedigten Äckern zu begnügen braucht. Man sieht, daß die Begriffe über den Raum, welchen ein Mensch oder eine menschliche Gemeinschaft zu unbeengtem Leben und Wirken zu bedürfen glaubt, sehr verschieden sind. Wenn man mit Recht behauptet, der Mensch fühle sich um so mehr an den Boden gefesselt, je höher die Kulturstufe des Volkes sei, dem er angehört, so sind dabei aber jene Gruppen auszunehmen, welche durch die Naturverhältnisse ihrer Wohnplätze zu periodischem Wechsel derselben gezwungen sind; denn sie können hochkultivierten Völkern angehören. So macht die Notwendigkeit, den Graswuchs der Alpenregion in unseren höheren Gebirgen auszunützen, den Älpler zum Nomaden, der im Sommer nach dem Gebirge zieht, um im Herbst

wieder die Ebene aufzusuchen, und es wiederholt sich dieses Doppelwohnen und Wandern in vielen Gebirgsgegenden der Erde in viel größerer Ausdehnung als bei uns.^[1] So zwingt die Malaria viele Bewohner des Südens, in der heißen Jahreszeit die fruchtbaren, aber fieberdünstenden Ebenen zu verlassen, um sich in die gesündere Luft der Höhen zurückzuziehen. Und so zwingt der Mangel an eigenem Besitz viele von unseren ländlichen Tagelöhnern zum arbeitsuchenden Umherwandern in der Erntezeit, ebenso wie in Nordamerika zur Zeit des Baumwollpflückens viele Tausende von Negerfamilien weit umherziehen, um ihre Arbeit anzubieten. Zahllose Einzelne verlassen im Frühling unsere Gebirgsländer, um verschiedensten Erwerben in Gegenden nachzugehen, wo die Arbeit lohnender ist. Viele von ihnen bleiben in der Fremde sitzen, und man kann sagen, daß diese wandernden Bevölkerungen wenigstens in Europa nicht unerheblich zur Vermehrung und Vermischung der Bevölkerungen der benachbarten Tiefländer beitragen.

Unabhängig von diesen vereinzeltten Bewegungen, wie große Dimensionen dieselben auch oft annehmen mögen, bleibt aber die Tatsache bestehen, daß Wanderungen ganzer Völker, Völkerwanderungen im eigentlichen Sinne, den niedrigeren Kulturstufen angehören. Vor allem ruhelos sind jene Völker, welche im wahrsten Sinne des Wortes Naturvölker genannt werden können, weil sie die Befriedigung ihrer Bedürfnisse von den freiwilligen Gaben der Mutter Natur erwarten. Diese Abhängigkeit zwingt zum Ortswechsel, je nach der Reife der Früchte des Waldes, der Häufigkeit des Wildes u. dgl. So machen die Indianer im nördlichen Red River-Gebiet alljährlich große Wanderungen nach den Seen, an denen Wasserreis (*Zizania*) wächst, um diesen zu ernten. Mit Recht glaubt man überall, [309] in Nordamerika wie in Australien und am Kap, den wichtigsten Schritt zur Zivilisation der Naturvölker getan zu haben, wenn es gelingt, sie von der schweifenden Lebensweise abzubringen, indem man ihnen Land zur Bebauung anweist, sie mit dem Ackerbau und der Viehzucht bekannt macht und sie mit den nötigen Geräten und Haustieren versieht. Ihre Festhaltung auf »Reservationen«, d. h. Landstrecken, auf welchen sie vor dem Eindringen anderer Wanderer geschützt sind, ist seit langem das erste Ziel der Indianerpolitik der Vereinigten Staaten. Aber so stark ist die Wanderlust bei diesen Stämmen, daß ihre heilsame Festhaltung in der Regel nur unter großen Schwierigkeiten gelingt und nicht selten nur unter Anwendung von Gewalt. Wiederausbrüche ganzer Völker, die auf Reservationen gebracht wurden, mit Hab und Gut und Weib und Kind, gehören zu den häufigen Anlässen von Feindseligkeiten zwischen Indianern und den Truppen des Landes in den Vereinigten Staaten. Und doch ist kein Zweifel, daß das

[¹ Vgl. z. B. E. de Martonnes und S. Mehedințis Beiträge zu dem Sammelwerke 'Zu Friedrich Ratzels Gedächtnis', Leipzig 1904. Der Herausgeber.]